



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Heinrich Heine**

**Keiter, Heinrich**

**Köln, 1891**

Dritter Abschnitt. Die Mannesjahre. Politische und religiöse Kämpfe. Tod.  
(1831 - 1856.)

**urn:nbn:de:hbz:466:1-15159**

## Dritter Abschnitt.

### Die Mannesjahre. Politische und religiöse Kämpfe. Tod. (1831—1856.)

#### I.

#### Beginn der politischen Schriftstellerei.

(1831—1832.)

Heine ging keineswegs in's Exil, wie er selbst oft sagte und mehrere seiner Biographen ihm nachgesprochen haben. Niemand zwang ihn, das Vaterland zu verlassen. Aber damals „war es zur Regel geworden, daß jeder junge radicale Schriftsteller eine Pilgerfahrt nach dem Mekka der Freiheit unternehmen mußte, um sich den wahren politischen Glauben anzueignen“<sup>1)</sup>. Seit fast Jahresfrist saß Louis Philipp, der Günstling der liberalen Bourgeoisie und der Börse, auf dem Thron des hl. Ludwig. Er brach mit dem „Klericalismus“, gewährte der Presse größere Freiheit, erließ ein neues Wahlgesetz und ersetzte ein Ministerium durch ein anderes, wenn die Kammer es verlangte. Das erschien zu jener Zeit den „Radicalen“ in Deutschland als ein paradiesischer Zustand, und sie eilten schaarenweise nach Paris, um ihn sich näher anzusehen. Börne schrieb von der freien Land durchfließenden Seine aus interessante Briefe in's geknechtete Deutschland, und so ging auch Heine nach Paris, um sich an dem Völkerfrühling zu erfreuen und auch, um Carriere zu machen. Der Dunkel war so großmüthig gewesen, ihm ein Jahresgehalt von 4000 Francs zuzusichern, welches bei den üppigen Lebensgewohnheiten des Dichters ihn wenigstens vor dem Verhungern schützte.

Das Babel an der Seine und das Pariser Leben umfingen Heine bald mit bestrickender Gewalt; hier fand er den Boden, in welchem er seiner Ansicht nach gedeihen mußte. Begeistert nennt er wenige Wochen nach seiner Ankunft Frankreich das Herz der Welt (V, S. 58), das Mutterland der Civilisation und Freiheit (V, 63), die Franzosen das geistreichste und barmherzigste Volk (IV, S. 18); Paris ist ihm das eigentliche Frankreich, die Hauptstadt der ganzen civilisirten Welt und der Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten (V, S. 56). Das alles schrieb er öffentlich, die Franzosen und Pariser erfuhren davon und sogen das Lob des lebenswürdigen deutschen Schriftstellers begierig ein.

<sup>1)</sup> Treitschke III, S. 708.

Heine studirte Paris und Pariser Leben in den ersten Monaten seines Aufenthalts eifrig und gründlich. Er hielt, wie seine Briefe aus Paris beweisen, Augen und Ohren überall offen, und verschaffte sich eine achtungswerthe Kenntniß der öffentlichen Zustände. Abends stürzte er sich in den Strom der Vergnügungen, welche gewisse Tanzlocale ihm boten, und knüpfte mit mancher Schönen ein Verhältniß an, das weder auf Reinheit noch Dauer berechnet war. „Diese Neigungen“, sagt Adolph Strodtmann<sup>1)</sup> „gingen selbstverständlich nicht tief, aber sie illustriren die frivole Genußsucht seines Charakters, und es ist bekannt, daß er sich mit einem gewissen Cynismus seiner Lüderlichkeit rühmte.“ Kein Wunder, daß Heine hier sich wohl fühlte und die bekannte Redensart dahin verändert wissen wollte: wie Heine in Frankreich leben. Nur die beständige Angst vor polizeilichen Verfolgungen, von welcher Strodtmann<sup>2)</sup> die lächerlichsten Geschichten erzählt, trübte sein sybaritisches Dasein.

Bald fand er einen Kreis von Gesinnungsgenossen. Er wurde in die bessere französische Gesellschaft eingeführt und zwar durch Rothschild, an welchen sein Onkel ihn empfohlen hatte. Vorwiegend verkehrte er jedoch mit Deutschen wie Michael Beer, den er nicht leiden konnte, Felix Mendelssohn, Aug. Lewald, Saphir u. a. Im August 1831 traf er seinen ehemaligen Lehrer und Meister August Wilhelm von Schlegel, der sich über seinen einstigen Schüler und dessen litterarische Leistungen sehr scharf aussprach. Er hatte sogar ein bissiges Epigramm über ihn veröffentlicht, in welchem es hieß:

Deine Begeisterung ist verschroben,  
Deine Tücken sind Natur.

Heine rächte sich zunächst durch unanständige Witzeleien in den „Pariser Briefen“ und verschob die eigentliche Hinrichtung seines Gegners auf eine spätere Gelegenheit, wo er sie mit raffinirter Grausamkeit ausführte.

Börne wurde von Heine sofort aufgesucht. Die beiden bis jetzt befreundeten Männer mißfielen sich bei der ersten Zusammenkunft auf französischem Boden gründlich. Aus Heine's Feder liegt hierüber keine Aeußerung vor; Börne weiß dagegen in seinen Briefen an Madame Wohl über den Kampfgenossen nur Schlechtes zu melden<sup>3)</sup>. Er affectire Melancholie, sei grenzenlos eitel und lebe in der gemeinsten Weise lüderlich; er habe eine Art von Lüderlichkeit, die ihm (Börne) weder in Büchern noch im Leben vorgekommen sei; er sei bestechlich, und man habe gesagt, daß er für tausend Francs das Schlechte lobe.

In der That finden wir in Heine's bald nach seiner Ankunft in Paris erschienenen Schriften eine leichte politische Schwenkung. Hierbei

<sup>1)</sup> II, S. 11. — <sup>2)</sup> II, S. 52. — <sup>3)</sup> Pröß 197—198.

kommen in Betracht die Artikel, welche er im zweiten Halbjahr 1831 über die Gemäldeausstellung in Paris (Bd. IV. der „Sämmtl. Werke“) für das „Morgenblatt“ schrieb, sowie die Briefe, welche er am 28. December 1831 der „Allgemeinen Zeitung“ zusandte (Bd. V). Er spricht sich jetzt entschieden für die Monarchie aus und findet sogar in der Lehre von der absoluten Gewalt der Fürsten nichts Schlimmes (V, S. 110, IV, S. 63, 90). Das hindert ihn indessen eben so wenig wie früher, dem Königthum die Narrenkappe aufzusetzen und ihm begreiflich zu machen, daß es nur ein Königthum von Volkes Gnaden, also das Gegentheil eines Sacramentes, sei. „Die Völker sind ewig, nur die Könige sind sterblich“, sagt er (V, S. 137) mit Benutzung des Mirabeau'schen Spruches<sup>1)</sup>: „Die Privilegien werden vergehen, aber das Volk ist ewig.“ Eine noch stärkere Stelle (V, S. 510) strich er nach einiger Ueberlegung selbst. Einen andern Artikel, in welchem er, wie Börne erzählt<sup>2)</sup>, den grotesken Satz vertheidigte: „Jedes Volk dürfe seinen König absetzen, wenn ihm dessen Nase nicht mehr gefiele,“ unterdrückte die „Allg. Ztg.“

Die Verwunderung über Heine's scheinbare Bekehrung zum „uralten Sacrament des Königthums“, das er jetzt sogar in der Form des Absolutismus vertheidigte, blieb nicht aus. Gutkow schrieb in seinen „Briefen eines Narren an eine Närrin“<sup>3)</sup>, nachdem er Heine Abtrünnigkeit vorgeworfen: „Nur das verjöhnt mich, daß er den Umfang seiner Jacobinermütze nicht nach und nach kleiner gemacht hat, sondern plötzlich wie ein Gott mit seinem neuen Glauben, dem consequentesten Royalismus, dastand.“ Allgemein gerieth Heine bei den deutschen Radicalen in den Verdacht, ein Renegat aus unlautern Beweggründen zu sein.

In den Pariser Briefen spannt er sein Lieblingsthema weiter (V, 149, 151). Höhere Beweggründe leiteten ihn dabei nicht, denn er gestand in einem Briefe an Barnhagen ein (Strodtmann, XX, 245): „Wenn meine Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ Ihnen gefallen, so ist es für mich tröstlich. Denn ich traue ihrem Werthe nicht; ich schrieb sie, theils um mich auch auf diese Weise geltend zu machen, theils des baaren Vortheils wegen.“ Diese Aeußerung stimmt genau mit jener überein, welche er von München aus machte.

Im Anschluß an diese Darlegung seiner politischen Ansichten bringt Heine Betrachtungen und Charakteristiken aus der Zeit der großen Revolution, welche vortrefflich geschrieben sind, obgleich die Brille, durch welche er die Thaten der Revolution ansieht, vieles in trügerischer Beleuchtung erscheinen läßt. Hier fällt uns vor allem die Schilderung Mirabeau's auf (V, S. 165). Er hat die Gestalt des monarchischen Revo-

<sup>1)</sup> Stern I, S. 281. — <sup>2)</sup> Dessen Sämmtl. Werk X, S. 29. — <sup>3)</sup> S. 75.

lutionairs, des constitutionellen Aristokraten liebevoll gezeichnet und ihr ein wenig von seinem eigenen Wesen mitgetheilt. Die bereits etwas abgekühlte Begeisterung für Napoleon I. sinkt noch um einige Grade. Schon in den Berichten über die Gemäldeausstellung bemerkte er, der Corse habe Europa's Washington werden können, er sei aber nur dessen Napoleon geworden (IV, S. 65); jetzt sagt er, St. Helena sei für den Kaiser der Ort gewesen, wo er für die Treulosigkeit gegen die Revolution, „seine Mutter, habe büßen müssen“ (V, S. 195). Damit vergleiche man das IX. Capitel des „Buches Le Grand“, wo St. Helena als das hl. Grab der Völker und Napoleon als der weltliche Heiland bezeichnet wird! (III, S. 160).

Ueber Louis Philipp äußert er sich wiederholt wegwerfend. Er läßt ihm als Menschen Gerechtigkeit widerfahren; als Herrscher bewißelt und bekämpft er ihn, weil er in ihm einen verkappten Feind der bürgerlichen Freiheit wittert (V. 30, 81, 172, 176, 204). Ebenso schlimm ergeht es Guizot, der damals als Minister candidirte (V, 27. 108). Später sind diese beiden Männer in der Gunst Heine's gewaltig gestiegen — wir werden sehen, warum.

Die Berichte Heine's fanden in Deutschland und, da die französischen Zeitungen Theile aus ihnen übersetzten, auch in Paris Beachtung. Der Verfasser schwebte indessen in beständiger Furcht, wie die deutschen Regierungen und die Republicaner in beiden Ländern seine Artikel aufnehmen würden. Die Republicaner dachten aber weit weniger oft an Heine als er an sie; den deutschen Regierungen waren die Berichte freilich unangenehm, aber doch eigentlich nur, weil sie in einem so angesehenen und verbreiteten Blatte, wie die „Allgemeine Zeitung“ Aufnahme fanden. Geng schrieb in Metternich's Auftrag einen Brief an Baron von Cotta<sup>1)</sup>, in welchem er Heine — den er als Dichter liebe — einen verruchten Abenteurer nennt und dringend ersucht, ihm die Spalten der Zeitung zu verschließen. Cotta beeilte sich, dem zarten Winke, welchem unangenehme Maßregeln folgen konnten, nachzugeben. Am 15. Juli 1832 mußte Heine seine Berichte einstellen.

Das erregte ihn derart, daß er beschloß, die Briefe sofort als Buch herauszugeben und alle Stellen aufzunehmen, welche die Censur gestrichen hatte. In einer Vorrede, welche sich hauptsächlich gegen den das Repräsentativ-System verwerfenden Bundestagsbeschluß vom 28. Juni 1832 richtete, redete er eine kühne Sprache. Er strebe, sagt er (V, S. 11 u. flgde.) ein großes Völkerbündniß an, welches gestatte, nicht mehr stehende Heere von vielen hunderttausend Mördern zu füttern. Eine

<sup>1)</sup> Strodtmann II S. 55.

Handvoll Junker, die nichts gelernt haben, als ein bißchen Roßtäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige plumpe Schelmenstücke, wähten, ein ganzes Volk bethören zu können. Die kleinen deutschen Fürsten will er nicht so sehr beschuldigen wie Oesterreich und Preußen, und von diesen Beiden will er ersteres noch schonen, weil es ein offener, ehrlicher Feind sei. Aber Preußen! Er spottet über die gelehrten Knechte an der Spree, die von einem großen Imperator des Borussenreichs träumen; „die langen Finger der Hohenzollern“, denen es nicht gelingen werde, die Krone Karl's des Großen zu erfassen und zu dem Raube so vieler polnischer und sächsischer Kleinodien in den Sack zu stecken. Er traue diesem Preußen nicht, diesem langen, frömmelnden Kamaschenhelden mit dem weiten Magen und dem großen Maule und dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser tauche, ehe er zuschlage. Tief widerwärtig sei ihm dies steife, heuchlerische und scheinheilige Preußen, dieser Tartüffe unter den Staaten. Vom König von Preußen verlangt er die versprochene Constitution und er erinnert ihn in hämischen Worten an die Schlacht bei Jena. Napoleon habe damals unterlassen, Preußen völlig zu vernichten; aus Dankbarkeit habe der „preußische Esel“ einige Jahre später den „sterbenden Löwen“ noch mit Fußtritten tractirt. Schließlich nennt er das deutsche Volk einen riesengroßen Narren, dessen buntscheckige Sacke aus sechsunddreißig Flickern zusammengesetzt sei, dessen Schellen aus Kirchenglocken beständen, und dessen Brust von unendlichen Schmerzen durchwühlt werde. Er ergöße mit seinen Riesenspäpchen die Zunkerlein, balancire unzählige Lasten auf seiner Nase und lasse viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche trampeln. „Aber,“ fragt Heine die Fürsten am Schluß, „habt ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all' die Lasten zu schwer werden, daß er euere Soldaten von sich abschüttelt und euch selber aus Ueberspaß mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, so daß euer Hirn bis an die Sterne spricht?“ (S. 25.) Der letzte Satz ist eine sehr belehrende Illustration zu Heine's „uraltm Sacrament des Königsthums“.

Aus der Vorrede blickt überall der persönlich beleidigte Verfasser hervor, dem „ein Knecht des Bundestags“ im Auftrage seines Herrn eine ergiebige Einnahmequelle verstopft hatte. Der Ton dieser Kriegserklärung schwankt beständig zwischen lächerlichem Pathos und Trivialität. Was er geschrieben, mußte allerdings, wie er selbst einsah (16. Juli 1833), ihm für immer die Rückkehr nach Deutschland versperren, und gleichzeitig beweisen (19. December 1832), daß er kein bezahlter Schuft sei. Indessen spielte ihm die Censur einen bösen Streich, indem sie die Vorrede unbarmherzig verstümmelte und manchen Satz in das Gegentheil verkehrte. Heine beklagte sich in einem höchst erregten Briefe an Campe,

wie in einer öffentlichen Erklärung bitter über ein solches Verfahren und forderte von seinem Verleger, daß die Vorrede unverstümmelt in besondern Abzügen gedruckt werde. Kaum war die Broschüre aber fertig gestellt, als Heine, dem inzwischen bange geworden war, die Weisung ergehen ließ, alle Exemplare einzustampfen. Trotzdem erschien bald darauf die unverfälschte Vorrede in einer Pariser Buchhandlung.

Die anscheinend unbedeutende Angelegenheit wirft ein helles Licht auf Heine's geheime Beweggründe. An Barnhagen schrieb er (16. Juli 1833), der Verleger habe trotz seinem Verbot, die Vorrede auszugeben, einige Exemplare derselben an durchreisende Polen geschenkt, eines derselben sei einem Deutschen in Paris in die Hände gefallen, der nunmehr die Vorrede auf eigene Faust veröffentlicht habe. Aus einem Briefe an Laube (23. November 1835) erfahren wir, die famose Vorrede sei durch den preußischen Spion Klaproth in die Welt gekommen. Am 10. Juli 1833 jedoch rühmt er sich in einem Briefe an Laube der Veröffentlichung der Vorrede, welche das Publicum belehren werde, ihm zu vertrauen, wenn er auch etwas allzu gelinde rede; er fürchte jeden Augenblick, wegen der Vorrede arretirt zu werden. Dem preußischen Gesandten in Paris aber machte er einen Besuch, um ihm die Versicherung zu geben, daß er gegen Preußen nicht so feindliche Dinge im Schilde führe, als das Gerücht ihm zuschreibe<sup>1)</sup>.

Anscheinend hat Heine selbst jenen angeblichen „preußischen Spion“ veranlaßt, die Vorrede herauszugeben, um die Schuld auf einen Andern wälzen zu können. Wir begegnen hier bei dem „todwunden Kämpfer“ für die Sache der Freiheit von neuem dem Bestreben, öffentlich feindselig aufzutreten und heimlich um die Gunst der Angegriffenen sich zu bemühen. Bat er doch auch, als Graf Moltke nach Paris kam, denselben am 25. Juli 1831 um Verzeihung wegen der Vorrede, welche er zu Kahlborff's Schrift gegen den Grafen verfaßt hatte. Heine hatte immer noch die Absicht, es mit der preußischen Regierung nicht ganz zu verderben. Eine Aeußerung in Börne's Pariser Briefen<sup>2)</sup> deutet darauf hin, daß man in Preußen gefährliche Personen durch eine Anstellung unschädlich mache, und er nennt auch Heine dabei. Wir wissen, daß Letzterer thatsächlich in dieser Richtung Schritte gethan hat, welche er freilich am 19. November 1833 in einer öffentlichen Erklärung ableugnen konnte (VII, S. 529), weil er nie ein directes Gesuch eingereicht hatte. In Paris trieb er dasselbe Spiel weiter. Für eine sorglose Existenz hätte er viel gegeben. Eine solche zu erwerben, hatte er nach eigener Angabe (an Barnhagen, Mitte Mai 1832) oft Gelegenheit, aber es sollte

<sup>1)</sup> Strodtmann II, 64. — <sup>2)</sup> VIII, Brief 27.

angeblich unter Bedingungen geschehen, „gegen die er nicht als Patriot, sondern als vornehmer Mann eine bestimmte Repugnanz“ hatte. Also auch andere Personen, als Börne und dessen Bekannte, hielten Heine für käuflich. Etwas Aehnliches deutet Gutz in seinem Briefe an Cotta an<sup>1)</sup>, indem er sagt: „Was ein verruchter Abenteurer, wie Heine, eigentlich will und wünscht . . . mag ich nicht weiter untersuchen, obgleich es sich leicht errathen läßt.“

Verschiedene Anzeichen lassen allerdings stark vermuthen, daß Heine bei seiner politischen Schriftstellerei Nebenabsichten verfolgte. Der Herrlicher der Revolution, der in so leichtfertiger Weise von Fürstenmord spricht, spielt sich als Vertheidiger der Monarchie auf, während er gleichzeitig gegen die Pfaffen und Junker in's Feld zog. Ein Brocken für die Radicaleten, und ein Butterbrod für die Regierungen! Er trug auf beiden Schultern. „Halten Sie mich doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter!“ bittet er am 19. December 1832 Zimmermann. In einem Briefe an seine Mutter drückt er sich noch schärfer aus. Als er ein Jahr später den ersten Band des „Salon“ herausgegeben hatte, schrieb er ihr (4. März 1834), es seien viele Joten darin, das sei politische Absicht gewesen. „Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzu ernsthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres ist in diesem Augenblicke kein rathames Renommée. Die Demagogen sind wüthend über mich, sie sagen, ich werde bald öffentlich als Aristokrat auftreten. Ich glaube, sie irren sich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Das Vaterland mag sich einen andern Narren suchen.“ An Laube schreibt er (10. Juli 1833): „Halten Sie sich in diesem Augenblicke so ruhig als möglich. Dissimuliren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden. Auch ich habe dies nie gefürchtet.“ Aber er hat es durch sein Dissimuliren dahin gebracht, daß man ihn „verkennen“ muß. „Ich habe wahrlich nicht die Absicht, demagogisch auf den Moment zu wirken,“ gesteht er Barmhagen (16. Juli 1833), „glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutschen.“ Mitte Mai 1832 schrieb er Barmhagen sogar, er stehe jetzt auf dem Friedensfuß mit allem Bestehenden, und wenn er noch nicht desarmire, so geschehe es nur der Demagogen wegen, gegen welche er einen schweren Stand habe. Endlich theilt er seinem Bruder Maximilian mit (21. April 1834): „Ich will jetzt nichts Politisches herausgeben (obgleich ich dessen genug geschrieben), überhaupt will ich in dieser Reactions-Epoche nur zahme Bücher herausgeben.“

<sup>1)</sup> Strodtmann II, 55.

Ein Mann, der heimlich in solchen Winkelzügen sich ergeht, während er öffentlich mit der Idealität seiner Absichten prahlt, verdient wahrlich nicht, daß man ihn als ernsthaften Politiker und politischen Märtyrer feiert.

Die Buchausgabe der Pariser Berichte erregte in Deutschland nur geringes Aufsehen. Dagegen trat Börne nunmehr entschieden gegen seinen ehemaligen Gesinnungsgenossen auf. Schon im 106. Briefe<sup>1)</sup> gibt er ihm einen Seitenhieb; im 109.<sup>2)</sup> hält er blutige Abrechnung. Er läßt ihm seinen Ruhm als Dichter, wirft ihm aber in seiner politischen Schriftstellerei Mangel an Ernst und Gesinnung vor. Er nennt ihn — in Börne's Augen ein fürchterlicher Schimpf — den Jesuiten des Liberalismus und fügt hinzu: „Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen.“ Heine's Antwort erschien erst — nach Börne's Tode!

## II.

### Die Schriften über Deutschland. Die „Neuen Gedichte“ und Verwandtes.

(1833—1835.)

Schon bald nach seiner Ankunft in Paris ward Heine mit dem System des Grafen St. Simon und mit einigen von dessen Jüngern bekannt. St. Simon erklärte das Christenthum für eine abgelebte religiöse Form. Seine neue verwässert-pantheistische Religion sollte eine vollständige Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse einleiten. In seinem neuen Staat sollte lediglich der Erwerb durch eigene Arbeit zulässig sein. Die Regierung wollte er unter Ausschluß des Repräsentativ-Systems in die Hände der Priester der neuen Religion legen, welche gesetzgebende und vollziehende Gewalt haben sollten.

Heine interessirte sich lebhaft für diese Ideen, welche nach seiner Ansicht „nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät in's Leben zu treten“ (an Barnhagen, Mitte Mai 1832). Die tiefern Fragen der Revolution, schreibt er (10. Juli 1833) an Laube, „betreffen weder Formen noch Personen, weder die Einführung einer Republik noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlfsein des Volkes. Seit durch die Fortschritte der Industrie und der Dekonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen

<sup>1)</sup> XII, 48. — <sup>2)</sup> XII, 65.

sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffeln essen sollen und weniger arbeiten und mehr tanzen werden.“ Es fiel Heine indessen nicht ein, für die Verbesserung der Lage des arbeitenden Standes auch nur einen Federstrich zu thun. Er haßte den Böbel (VI, S. 41—44), achtete ihn aber seiner kräftigen Fäuste wegen als den wirksamsten Hebel, um den Staat aus den Fugen zu heben.

Zunächst schätzte Heine an der neuen Lehre den Haß gegen den Katholicismus; am meisten aber zogen ihn die Folgerungen an, welche St. Simon's Schüler Enfantin aus dessen Lehren zog. Enfantin baute seines Meisters System nach der sittlichen Seite aus und warf dem Christenthum vor, daß es dem Trieb des Menschen zu sinnlichen Genüssen Hindernisse in den Weg lege. „Auch in der Materie offenbare sich der Geist Gottes, und die Sinnlichkeit des Menschen sei so gut sein Werk wie das geistige Streben“<sup>1)</sup>. Er verlangte Freiheit des Gemüthes, Freiheit in der Liebe, Weiber- und Männer-Gemeinschaft.

Heine war klug genug, die letzte Forderung unbeachtet zu lassen. Dagegen stimmte er für die Lehre von der Rehabilitation des Fleisches, welche auch die Parole des jungen Deutschlands wurde. Die Philosophie des sinnlichen Gemüthes wird das Leitmotiv seiner schriftstellerischen Arbeiten und mancher Auslassung in seinen Briefen. „Monarchie oder Republik,“ schreibt er am 23. November 1835 an Laube, „demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, so lange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisirt werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie oder gar durch Absolutismus . . . für welche letztern ich gar keine große Abneigung habe. . . . Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkig. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basirt werden, als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.“

Wir werden später sehen, was Heine unter der Idee des Lebens und unter gesunder Religion versteht.

Zuerst trat er mit seiner, wenn nicht neuen, doch nunmehr „philosophisch begründeten“ Weltansicht in dem 1833 erschienenen Buche über die romantische Schule in die Oeffentlichkeit (Elfter, Bd. V). Er bekennt sich darin (S. 253) zum Pantheismus St. Simon's und wendet sich dann gegen den Katholicismus. Derselbe habe als erstes Dogma

<sup>1)</sup> Elfter I, 105.

die Verdammniß alles Fleisches. Durch dieses unnatürliche Princip sei recht eigentlich die Sünde und Hypokrisie in die Welt gekommen. Durch Verwerfung der irdischen Güter und Auferlegung der „Hundedemuth und Engelsgeduld“ sei der römische Katholicismus eine der festesten Stützen des Despotismus geworden. Jetzt habe die christliche Weltansicht ihr Ende erreicht. Die Menschen ließen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen und verlangten nach den Genüssen der Erde (S. 218). Sie sei heilsam gewesen gegen den altrömischen Materialismus, aber sie habe auch Rom vernichtet. „Rom wurde durch das judäische Gift so wirksam verzehrt, daß Helm und Harnisch seinen welfenden Gliedern entsanken und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kastratengetriller“ (S. 219). Im germanischen Norden dagegen wirkte das Christenthum heilsam, indem es die vollblütigen barbarischen Völker civilisirte.

In dem Buche zur „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (Bd. IV), welches zuerst französisch in der „Revue des deux mondes“, Jahrgang 1834, und Anfang 1835 als zweiter Band des „Salon“ erschien, führt er das Thema weiter aus. Die christliche Idee habe sich entwickelt aus den Lehren der Gnostiker und Manichäer, welche ihr die Lehre von den beiden Principien, dem guten und dem bösen, Christus und Satan, verliehen hätten. Jenem gehört die Seele, diesem der Leib. Die ganze Natur ist ursprünglich böse; deshalb muß man allen sinnlichen Freuden entsagen und den Leib, das Lehen Satans, fasten (S. 169). „Diese Weltansicht, die eigentliche Idee des Christenthums, hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet, . . . das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, . . . und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Einst, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichen und schönern Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren“ (S. 170).

Fast demselben Gedanken hatte Heine bereits in der Beschreibung seiner italienischen Reise Ausdruck gegeben (S. 281). Dies Ideal der Freiheit sinnlichen Genusses schwebte ihm noch in seinen letzten Lebensjahren vor, als er zu Fanny Lewald äußerte<sup>1)</sup>: „Es hat mir immer leid gethan, wenn die Häßlichkeit lasterhaft wurde; aber wenn die Schönheit sich ruinirte, that es mir weh. Es ist dies ein Ausschlag des christ-

<sup>1)</sup> Westermann Bd. 62, S. 102.

lichen Spiritualismus, das Geschlechtsverhältniß ist dadurch unheilbar corumpirt. Wir haben bis jetzt nur auf der einen Seite den ganz unerträglichen Zwang der Polizei-Ehe des Christenthums und auf der andern die Depravation, der das Concubinat anheimfällt, weil es außer dem Gesetz ist und unnatürlich genug für eine Schande gilt. Das alles muß geändert werden."

Fast genau dieselben Grundsätze, stellenweise denselben Gedankengang, finden wir in Bebel's Buch über „Die Frau“. Er hat sich die Ansichten Heine's über den Zusammensturz der römischen Weltherrschaft und die Entstehung des Christenthums angeeignet<sup>1)</sup>, und die Phrasen von der Zwangsehe und der freien Liebeswahl verwendet er in demselben Sinne. Ueber Bebel's Buch hat sich die liberale Presse sattjam scandalisirt, gleichzeitig aber erhebt sie entrüstet Einspruch gegen die Kleingeisterei, welche dem Vorläufer Bebel's kein Denkmal gönnt.

Enfantin hatte nur ausgesprochen, was längst Heine's Sitten-Codex bildete; Heine bemächtigte sich der neuen Formeln, entkleidete sie der überschwänglichen philosophisch-religiösen Phrasen, mit welchen „Père“ Enfantin sie dem Publicum darbot, und brachte sie nun in gefälliger Gestalt wieder in Umlauf. Die Lehre vom geknechteten Fleisch, vom Ursprung der römisch-katholischen Weltansicht, von ihrer Ausbreitung und ihrem Ende ist wesentlich das Eigenthum St. Simon's und Enfantin's.

Heine zeigt dann in der Darstellung des Auftretens Luther's und in der Geschichte der Reformation neben vielen überraschend richtigen Urtheilen eine noch größere Oberflächlichkeit. Merkwürdiger Weise ist ihm Luther Vertreter des Spiritualismus. Sehr gut ist seine Schilderung der rasch eintretenden Wirkung der Reformation auf heirathslustige Mönche und Nonnen, länderlüchtige Fürsten und weltlich gesinnte Prälaten (S. 188, 189). Aber von dem segensreichen Einfluß der Reformation ist Heine überzeugt. „Indem die nothwendigsten Ausprüche der Materie nicht bloß berücksichtigt, sondern auch legitimirt werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit“ (S. 192).

Mit der Reformation, fährt Heine fort, wurde die Vernunft die oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen, und die Blüthe dieser Denkfreiheit sei die deutsche Philosophie. Er geht dann auf die einzelnen philosophischen Systeme von Descartes bis auf Schelling ein. Hervorhebung verdient die Schärfe und Consequenz, mit welcher er aus der Reformation die deutsche Philosophie und aus dieser die politische Revolution herleitet (IV, S. 293).

Heine zeichnet die verschiedenen Philosophien in großen Zügen, und bemüht sich, den inneren Zusammenhang der einzelnen Systeme klarzu-

<sup>1)</sup> S. 40, 41.

legen. In die Tiefe geht er nicht, aber das Charakteristische weiß er scharf hervorzuheben. Er erinnert an einen geschickten Fremdenführer, der in der großen Stadt ziemlich Bescheid weiß und Herkunft und Stil der Monumentalbauten seiner wißbegierigen Gesellschaft in leicht fließender Rede zu erklären sucht. Meist weiß er auch von den manchmal wunderlichen Heiligen zu erzählen, die einst in den jetzt nur schwach bewohnten oder verlassenen Palästen hausten. Häufig fesselt der liebenswürdige Cicerone seine Zuhörer durch pikanten Anekdotenstrom so sehr, daß sie ganz vergessen, wie wenig ihnen der Mann über die Bauten selber sagt. Erst wenn sie wieder im Coupé sitzen und an der Hand ihres Reisebuches das Gesehene noch ein Mal an ihrem Geiste vorüberziehen lassen, finden sie, daß der gefällige Führer doch noch weit mehr hätte sagen können.

Mehr Beachtung, als der feuilletonistische Geschichtsschreiber der deutschen Philosophie, verdient der Litteraturhistoriker. Sein Buch über die romantische Schule muß zu den ausgezeichnetsten Werken unserer ästhetisch-kritischen Litteratur gezählt werden. Hier ist der Cicerone nicht allein gleichzeitig feinsinniger Kenner der von ihm gezeigten Kunstwerke, sondern auch ein Meister vom Fach. Wir staunen über die Fülle litteraturhistorischen und ästhetischen Wissens. Die Folgerungen, welche Heine aus ihr zieht, fordern freilich oft unsern lebhaften Widerspruch heraus.

Nachdem Heine, wie oben angegeben, zu zeigen versucht, daß das Christenthum die Völker des Nordens vergeistigt habe, fährt er fort: Die Kunstwerke des Mittelalters zeigten mit seltenen Ausnahmen die Bewältigung der Materie durch den Geist und den romantischen Charakter, welcher sie von der klassischen Poesie streng unterscheidet. Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen, und ihre Gestalten konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hatte das Unendliche darzustellen<sup>1)</sup> und nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole; sie machte die entsetzlichen Anstrengungen, das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen (S. 224).

<sup>1)</sup> R. C. Franzos rühmt in der „Frankf. Ztg.“ (1890 Nr. 144) diese Definitionen als ausgezeichnet und als Heine's Eigenthum; ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß er sie von A. W. von Schlegel geradezu entlehnt hat. In seinen 1801 in Berlin gehaltenen „Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst“, welche Seuffert 1884 herausgegeben, sagt der Theoretiker der romantischen Schule (Bd. I, S. 90, 91): „Das Schöne ist eine symbolische Darstellung des Unendlichen. . . . Wie kann nun das Unendliche an die Oberfläche, zur Erscheinung gebracht werden? Nur symbolisch, in Bildern und Zeichen. . . . Dichten . . . ist nichts anderes als ein ewiges Symbolisiren: wir suchen entweder für etwas Geistiges eine äußere Hülle oder wir beziehen ein Aeußeres auf ein unsichtbares Inneres.“ Sicher hat Heine diese Ansichten auch aus dem Munde Schlegel's selbst vernommen.

Als der Katholicismus erblich, lebte die griechische Poesie wieder auf, und in Kunst und Leben regte sich der Protestantismus (S. 227). In Frankreich gewann die neuklassische Poesie das Regiment und beherrschte von dort aus auch das übrige Europa (S. 228).

Gegen diese Fremdherrschaft erhob sich Lessing und empfahl die wahre griechische Kunst. Dadurch aber veranlaßte er thörichte Nachahmungen, und seine religiösen Forschungen riefen den plattesten Rationalismus hervor. Die Mittelmäßigkeit gewann die Oberhand (S. 230), gegen welche selbst Goethe's Genie lange Jahre erfolglos ankämpfte. Die romantische Schule aber bildete eine wirksame Reaction (S. 232). Die Gebrüder Schlegel priesen hauptsächlich die Werke der christlich-katholischen Kunst des Mittelalters als Muster (S. 233) und sie führten den Dichter an den verschütteten Quell einer naiven, einfältigen Poesie. Aber viele tranken im Uebermaß aus dem verjüngenden Quell, und sie wurden kindisch (S. 234).

Als aber die Rückkehr zum Mittelalter so innig wurde, daß viele der romantischen Dichter und Künstler zur katholischen Kirche übertraten, da schüttelte man im protestantischen Deutschland den Kopf, und als man gar entdeckte, „daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die sich gegen die religiöse und politische Freiheit Europa's verschworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jesuitismus war, welcher mit den süßen Tönen der Romantik die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wußte, wie einst der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln: da entstand großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geistesfreiheit und des Protestantismus in Deutschland“ (S. 240). Boß kämpfte gegen das jesuitisch-aristokratische Ungethüm (S. 242) und zerstörte die in Deutschland grassirende Vorliebe für das Mittelalter (S. 245). Auch Goethe erhob nun seine Stimme gegen die romantische Schule und „vernichtete den ganzen Spuk“ (S. 246). Damit begründete er seine Alleinherrschaft, und von den Schlegeln sprach man nicht mehr (S. 248).

Das Bild ist im Allgemeinen richtig; im Einzelnen zeigt es Lücken und enthüllt am Schluß arge Voreingenommenheit. Heine hebt nicht hervor, daß die Romantik doch auch eine Reaction gegen den Klassicismus bedeutete, und daß die Philosophie Fichte's und Schelling's einen hervorragenden Einfluß auf die Ausgestaltung der romantischen Doctrin ausübte<sup>1)</sup>. Daß an der Zertrümmerung der Romantik das „beleidigte protestantische Bewußtsein“ nicht geringen Antheil hatte, ist sicher; zu Grunde gegangen ist aber die romantische Schule an sich selbst, da ihre

<sup>1)</sup> Haym S. 256, 773.

Hauptvertreter nicht gelernt hatten, mit ihrem Reichthum zu wirthschaften. Sie ist gestorben am embarras de richesse, und der Protestantismus gab mit Bossen's ungechlachten Holzschuhen, um ein Lieblingsbild Heine's zu gebrauchen, „dem sterbenden Löwen den letzten Tritt“. Die Jesuiten hatten mit der romantischen Schule so wenig zu thun, wie mit den Klassikern von Weimar; wäre es der Fall, so hätte Haym in seinem tendenciösen Werke über die „Romantische Schule“ sie gewiß festgenagelt.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung geht Heine an die Charakteristik der einzelnen romantischen Dichter. Er beurtheilt Friedrich Schlegel noch ziemlich günstig; über August Wilhelm, den er fast nur als Uebersetzer und Metriker gelten läßt, hält er fürchterlich Gericht. Er verurtheilt seinen ehemals begeistert besungenen Meister zu langsamem Martertode und nimmt die Execution selber vor. Aber er geht doch nicht so weit, wie bei der Hinrichtung des Grafen Platen. Mit freundlichem Lächeln, unter pikanten Wizen, in tadellosem Frack und weißen Handschuhen führt er sein Opfer auf das Schaffot und befördert es mit so lebenswürdiger Heiterkeit in das Jenseits, daß der Zuschauer meint, der Gemartete müsse selbst noch mitlachen.

Was Heine über das kritische und dichterische Können der beiden Schlegel sagt, wird man im Ganzen unterschreiben dürfen. Eben so richtig beurtheilt er Tieck. Sobald er aber einen wahren Katholiken zu charakterisiren hat, wird er ungerecht und sogar gemein. Die Bedeutung des großen Görres ist ihm durchaus nicht klar geworden. Mit wenigen Worten berührt er dessen publicistische Thätigkeit, und am Schluß beschimpft er ihn in abscheulicher Weise (S. 297). Bei dieser Gelegenheit drängt er auch in wenige Zeilen die krassen Verleumdungen gegen den Jesuitenorden zusammen (S. 299). Ebenso oberflächlich behandelt er Brentano, Novalis und E. Th. A. Hoffmann, während er von Arnim ein fein gezeichnetes Bild entwirft. Gegen den Schluß eilt er rascher vorwärts und gibt nur noch leichte Skizzen an Stelle ausgeführter Charakterbilder.

Heine's Buch ist eine gründliche Abrechnung mit seiner Vergangenheit als Dichter. Er selbst war ein Sohn der Romantik; viele Eigenschaften der schönen Mutter hatten sich auf ihren Sohn vererbt, aber von ihrer Glaubensfreudigkeit, ihrer Begeisterung für das Christlich-Schöne, war nichts auf ihn übergegangen als ein flüchtiges Interesse. Gern erkannte er mit ihr der Phantasie den größten Einfluß zu, aber er litt nicht, daß sie ihn commandirte. Sehr früh schon trennte er sich von seinen Brüdern, mit denen er in Neuzerlichkeiten bis an sein Lebensende Aehnlichkeiten zeigte, welche oft überraschend hervorsprangen;

er ging seinen eigenen Weg. Jene glaubten, was sie schrieben; um sich sahen sie die schattenhaften Gestalten schweben, welche sie ihren Freunden vorführten; Heine beschwor die Bewohner anderer Welten, vor ihm zu erscheinen und seinen Befehlen zu gehorchen. Jene schwelgten in der Schönheit der Natur; für Heine war sie oft nur geschmackvolle Decoration, der Frühlingsduft ein anmuthiges Parfüm, um seine Verehrer zu erfreuen, und seine Liebeslieder wurden oft nur gesungen des Publicums wegen. Die Romantiker unterlagen ihrer Phantasie, wie ein Monarch der Revolution; Heine bändigte sie und bezwang mit ihr einen großen Theil der gebildeten Welt. Die Romantiker waren Verschwender; Heine kannte seine Mittel und berechnete wie ein vorsichtiger Speculant, wie viel er wagen könne.

Dieser Gegensatz tritt in seinem Buche scharf hervor. Er zerlegt die Erscheinungen der christlich-deutschen Poesie und hebt ihre unleugbaren Schwächen mit eindringender Schärfe hervor; für die Größe dieser wunderbaren Litteratur-Erscheinung, für den tiefen Gehalt, der ihr zu Grunde lag, hat er kein Auge.

Seine erweiterte religiös-sittliche Weltansicht hat Heine 1834 im ersten Bande des „Salon“ in Dichtung umgesetzt, welcher neben den bereits erwähnten Berichten über die Gemälde-Ausstellung eine Reihe von Gedichten, sowie „Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ enthielt. Das Urtheil über diese schamlose Bordellpoesie überlassen wir einem Biographen und Bewunderer Heine's. Strodtmann sagt <sup>1)</sup>: „Es war ein trübseliges Schauspiel, dieser Fall Lucifer's von der Höhe des Ideals in den Gassenkoth, diese schamlose Prostitution des Genius auf öffentlichem Markte, nur noch buhlend um den Beifall eines verworfenen Pöbels. . . . Hier wurde in glatten Versen ein Evangelium der Unzucht, hier wurde die ruchlose Lehre gepredigt, daß Freiheit von der Liebe und Wechsel des Gegenstandes den Sinnengenuß steigere, der Geist wurde in den Staub getreten, und das Fleisch, das allein seligmachende Fleisch wurde als anzubetende Gottheit auf den Thron gesetzt.“ Ebenso schroff drückt K. v. Gottschall sich aus <sup>2)</sup>, den Niemand der Brüderie anklagen wird. „Hier wird der Dichter,“ sagt er, „ganz zum poetischen Sklavenhändler, der die Reize und Formen der feil gebotenen Schönheit besingt. . . . Das ist der offenbare, unmas kirte Scandal.“ Heine schädete sich durch die Herausgabe des „Salon“ außerordentlich in Deutschland, so daß er fürchten mußte, neue Werke von ihm würden in seinem Vaterlande nicht mehr genügenden Erfolg haben.

<sup>1)</sup> II, 112, 113. — <sup>2)</sup> II, S. 61.

Litterarische Streitigkeiten. Wiederaufnahme der politischen  
Schriftstellerei. (1836—1843.)

1836 traf Heine's litterarische Thätigkeit ein schwerer Schlag. Das junge Deutschland, zu denen Männer wie Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt und Ludwig Wienberg gehörten, die an dichterischer Bedeutung an Heine nicht entfernt heraustraten, ihn aber an Kenntnissen und zielbewußtem Streben überragten, predigte in zahlreichen Schriften und eigenen Journalen ein neues Evangelium der sittlichen, religiösen und politischen Freiheit. Wolfgang Menzel, der bis dahin mit den Hauptvertretern der Schule auf gutem Fuß gestanden hatte, trat von September 1835 bis Frühjahr 1836 heftig gegen sie auf, forderte die verbündeten Regierungen zu entschiedenen Maßregeln heraus und behauptete, daß der ganze Unfug von Heine ausgegangen sei. Damit that er Heine eine zu große Ehre an. Gewiß waren die Männer des jungen Deutschland in ihren Endabsichten mit Heine in voller Uebereinstimmung, gewiß hatten sie auch in der Methode viel von ihm gelernt, aber sie standen ihm persönlich fern und sie marschirten getrennt. Im Grunde waren sie auch nur eine durch die neueste deutsche Philosophie beeinflusste Nachbildung jener französischen Geistesrichtung, von der auch Heine die saftigsten Bestandtheile in sich aufgenommen hatte. Heine, der angriffs-lustigste Schriftsteller jener kampfbegierigen Zeit, konnte das Gleiche von Andern nicht ertragen; er gerieth über das Vorgehen Menzel's, mit welchem er wegen einer 1828 in Menzel's Litteraturblatt erschienenen ungünstigen Kritik seiner Gedichte noch abzurechnen hatte<sup>1)</sup>, in heftige Aufregung und gab Laube am 23. November 1835 neben andern nicht auszuführenden und nicht wiederzugebenden Rathschlägen auch den, den Gegner persönlich anzugreifen. „Lassen Sie sich aus Breslau und der Schweiz, wo er gestänkert, die nöthigen Details geben zu einer Biographie.“ Seit jener Zeit wird Menzel in den meisten deutschen Litteraturgeschichten als verabscheuungswürdiger Denunciant behandelt. Denunciant kann man aber nicht Jemanden nennen, der in einer Zeitung erzählt, was dem gebildeten Deutschland längst bekannt war.

Menzel's Vorgehen hatte Erfolg; am 10. December 1835 erließ der Bundesrath ein Verbot (VII, 545) der sämtlichen Schriften der genannten jungen Männer, während Preußen noch besonders gegen sie vorging. Mundt und Laube unterwarfen sich, Heine dachte nicht daran. Er hatte ein gutes „loyales und royales Gewissen“ (an Campe 12.

<sup>1)</sup> Karpeles S. 294.

Januar 1836) und glaubte, man erwarte nur Demarchen von seiner Seite, um ihn frei zu geben.

Am 28. Januar 1836 richtete er ein Bitt- und Protestschreiben (VII, S. 530) an den Bundestag, welches in jenem „Stil des fecksten Tertianers“ gehalten ist, den er an Herwegh tadelte (II, S. 190). Von den Gesandten wurde es gewiß mit einem Lächeln bei Seite gelegt. Preußen war indessen so einsichtig, am 16. Februar 1836 das Verbot dahin zu lindern, daß es den genannten Schriftstellern nicht jede litterarische Thätigkeit fernerhin verbot, sondern ihnen gestattete, mit ihrem Namen unter der Aufsicht der Censur zu schreiben. Heine sträubte sich in mehreren Briefen an Campe ganz entschieden, sich der Censur zu unterwerfen, und verlangte, daß sein Verleger den dritten Salon-Band unter Heine's Namen herausgebe. Indessen erklärte er sich schließlich damit einverstanden, den Band nach Gießen zur Censur zu senden. Als derselbe, mit dem dortigen Imprimatur versehen, erschien, wurde er doch in Preußen und Baiern sofort verboten. Ebenso erging es einer Broschüre gegen Menzel, die von Censur zu Censur wandern mußte, ehe die Druck-Erlaubniß erteilt wurde.

Heine will lange gezögert haben, ehe er gegen den ehemaligen Kampfgenossen die Feder ergriff; dann aber tauchte er sie in Gift und Galle und überhäufte Menzel mit einer Fülle von Schimpfworten. Die litterarische Bedeutung Menzel's suchte er herabzudrücken, obgleich er selbst dessen Werk über die deutsche Litteratur 1828 (VII, S. 244) sehr gerühmt und in einem Briefe an den Verfasser (8. Mai 1828) als das bedeutendste Buch seit Fr. Schlegel's Vorlesungen bezeichnet hatte. Nebenbei suchte er die Wirkung seiner Broschüre durch anonyme Correspondenzen in hervorragenden Zeitungen, aus Stuttgart datirt und des Inhalts, daß Menzel sich dort in Folge der Heine'schen Angriffe nicht mehr halten könne, zu unterstützen (3. October 1837)<sup>1)</sup>. Das Büchlein hatte übrigens geringen Erfolg. Das Publicum blieb theilnahmlos, und Menzel ließ die Herausforderungen Heine's völlig unbeachtet, was diesen mit großem Ingrimm erfüllte.

Es entspricht ganz Heine's Natur, daß er sich, als er die Verhältnisse nicht zu ändern vermochte, nach diesen richtete und sich beim Schreiben in politischer Hinsicht großer Vorsicht befleißigte. Er glaubte sogar, Fürst Metternich sei ihm im Grunde geneigt (an Campe, 23. Januar 1837) und in Preußen hätten sich die einflußreichsten Staatsmänner zu seinen Gunsten ausgesprochen (25. Januar 1837). Lewald gegenüber äußerte er Ende Januar 1838: es koste ihm nur ein Wort,

<sup>1)</sup> Vergl. auch Deutsche Rundschau 1885, I, S. 443.

die ihn beengenden Fesseln zu lösen; theils Faulheit, theils der Grundsatz des *laissez venir* und theils auch die Angst, man könnte die harmloseste Handlung als *Servilismus* auslegen, hätten ihn noch nicht dazu kommen lassen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen.

Diese eigenthümliche Politik zeigt sich im hellsten Lichte in den anfangs 1838 gemachten Bemühungen, in Paris eine deutsche Zeitung zu gründen, für welche ein ungenannter vermögender Herr ihm 150 000 Francs zur Verfügung gestellt hatte. Da sie hauptsächlich für Deutschland bestimmt sein sollte, so war Preußens Wohlwollen eine dringende Nothwendigkeit. Er richtete deshalb an den Minister v. Werther, denselben, welchem er früher (S. 83) seine Harmlosigkeit versichert hatte, die Anfrage, ob dem Debit in Preußen Hindernisse erwachsen würden, wenn seine Zeitung sich jeder Animosität gegen Maßnahmen der preussischen Regierung enthielte. In einem Briefe an Lewald (1. März 1838) spricht er sich aus, was er darunter versteht: „Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen; sind die Leute klug, so verstehen sie, daß ich nicht mehr versprechen durfte, aber mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preussischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Allirten finden.“ Eine merkwürdige Wandlung in sehr kurzer Zeit! Unter die wichtigen politischen Fragen, in denen Heine sich jetzt auf einmal in Uebereinstimmung mit dem verhaßten Preußen (vergl. 3. Abschnitt I.) befindet, dessen innere Politik doch eine wesentliche Umwandlung nicht erfahren hatte, gibt ein Brief an Barnhagen vom 13. Februar 1838 Aufklärung. Damals wogte der Streit um die gemischten Ehen in Preußen; der Erzbischof von Köln war bereits verhaftet, das Verfahren gegen den Erzbischof von Posen eingeleitet. Mit Bezug darauf schreibt Heine: „Ich bin der Meinung, daß in der erzbischöflichen Sache die preussische Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, sondern durchgreifende Operationen. Es ist ein Glück, daß dieses Uebel jetzt, in der Stillzeit, sich zeigte.“ Also jetzt, wo Preußen sich anschickte, gegen die katholische Kirche vorzugehen, erwachte plötzlich Heine's Sympathie für den gehäßigsten unter den sechsunddreißig Staaten Deutschlands! Der Freiheitsheld preist die Krute, weil sie den Rücken eines oft bekämpften Gegners trifft!

In demselben Briefe widmet er seinen rheinischen Landsleuten eine Liebenswürdigkeit, die in das Stammbuch der für ein Heine-Denkmal schwärmenden Düsseldorfer gehört: „Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu sagen, daß unsere Landsleute nie Charakter besaßen, nie ein Volk waren, sondern ein zusammengelaufener Haufen, den jeder

Rabulist regieren kann, dessen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur gesteigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man strenge Maßregeln entgegensetzt — sie sind weder Deutsche noch Franzosen, sie haben nur die Fehler der Erstern, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der Letztern zu besitzen.“ Auf ein Düsseldorfer Denkmal hätten diese Worte mit der Widmung geschrieben werden müssen: „Seinem größten Lobredner das dankbare Rheinland.“

Anfangs schienen die Aussichten für Heine's Pläne günstig zu sein; er spricht sogar (6. März 1838) davon, daß ihm aus Berlin der „erfreulichste Bescheid“ zugekommen sei, aber schließlich stieß die Ausführung des Unternehmens doch auf Schwierigkeiten seitens der preussischen Regierung. Nun nahm der große Mann sich vor, das undankbare Preußen durch Stillschweigen zu strafen, und ein Buch, das er zur Vertheidigung der preussischen Kirchenpolitik gegen Görres verfassen wollte, ungeschrieben zu lassen (31. März 1838).

Anderer litterarische Pläne, zu welchen er hauptsächlich durch Geldmangel veranlaßt wurde, scheiterten. Dichterisch schaffte er sehr wenig, und was er in Prosa während dieser Zeit herausgegeben, hat keinen großen Werth. Die Briefe über die französische Bühne sind sehr anziehend und geistreich geschrieben, ohne jedoch höhere Bedeutung zu besitzen. Er deckt die innere Faulheit der socialen und gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs auf, zeigt, wie sie sich in den Erzeugnissen der dramatischen Kunst widerspiegeln, und charakterisirt diese selbst mit Schärfe und Feinheit. Die Ehebruchsdramen, welche damals wie heute in Frankreich die Stelle der Tragödie einnahmen, geißelt er mit einem unverkennbaren Widerwillen, und sein Urtheil über den Naturalismus auf der Bühne (IV, S. 523) ist eine ausgezeichnete Mahnung für die jüngsten deutschen Dramatiker, welche mit Bölsche in Heine den Vorläufer des Naturalismus bezw. Realismus erblicken. Schade nur, daß Heine diese Grundsätze nicht auch für seine Novellistik und Lyrik in Anwendung brachte!

Die unbedeutenden Charakteristiken von Shakespeare's Mädchen und Frauen, welche Heine 1838 zu einer Anzahl Illustrationen lieferte, sind augenscheinlich als reine Brodarbeiten ohne Liebe geschrieben.

1837 gab Heine den dritten Band des „Salon“ heraus, welcher das novellistische Fragment „Florentinische Nächte“, sowie die Plaudereien über „Elementargeister“ enthielt. Das Fragment zeigt die Bestandtheile der „Harzreise“ und des „Buches Le Grand“ in feiner Mischung und könnte recht gut als ein Jugendproduct des Dichters betrachtet werden. Die Handlung ist verschwindend klein; in der Geschichte der Tänzerin Laurence hat er eine Episode seiner italienischen Reise

copirt (vgl. III. S. 249). Das reiche Arabeskenwerk, in welchem heterogene Dinge in sentimental-humoristischer Weise behandelt werden, ist stellenweise von großem Reiz; ein kleines Meisterstück ist die Charakteristik Paganini's. Im Anfang der Novelle ist der Einfluß von Eichendorff's „Marmorbild“ unverkennbar. Die „Elementargeister“ bestehen aus einer Sammlung von Sagen und Märchen über Kobolde, Elfen, Nixen, Riesen usw., deren „wissenschaftliche“ Verbindung keinen Werth beanspruchen darf<sup>1)</sup>.

Bedeutend ist dagegen das 1840 im vierten Band des „Salon“ veröffentlichte Roman-Fragment „Der Rabbi von Bacharach“, an welchem Heine schon als Student gearbeitet hatte. Wir können nur bedauern, daß es nicht vollendet, bez., daß der Schluß dem Dichter verloren gegangen ist; die wenigen Blätter zeigen ein gutes Talent für culturhistorische Schilderungen. Auch die wenigen Personen, welche wir kennen lernen, sind vorzüglich gezeichnet. Das Ganze ist in einem echt epischen Ton erzählt, der uns bei Heine seltsam anmuthet.

1838 trat Heine gegen die schwäbischen Dichter auf, weil diese sich geweigert hatten, zu dem von Chamisso herausgegebenen *Musen-Almanach* für 1837, der mit Heine's Portrait erscheinen sollte, Beiträge zu liefern<sup>2)</sup>. Für Heine's Rachsucht ist es bezeichnend, daß er dieser Bagatelle und einer von Pfizer veröffentlichten ungünstigen Kritik wegen eine eigene Broschüre: „Schwabenspiegel“ veröffentlichte, in welcher er jene Dichter heftig in seiner geistreich-unanständigen Weise angriff. Er hatte damit wenig Glück; die Zahl seiner Verehrer vermehrte er nicht und die Zahl seiner Gegner, unter denen sich nunmehr Schriftsteller wie Alexander Jung, Melchior Meyer, der berühmte Aesthetiker Fechner, Arnold Ruge, Gustav Pfizer, sein ehemaliger Freund Rousseau, schließlich selbst, als der hitzigsten Einer, Karl Guskow befanden, wuchs von Tag zu Tag. Ebenso wendeten sich die in Paris lebenden deutschen Flüchtlinge von ihm ab, weil sie in ihm einen Renegaten, mindestens aber einen durchaus unsichern Cantonisten erblickten. Heine liebte es, seine Landsleute als Lumpen zu bezeichnen, doch dürfen wir der Versicherung Strodtmann's<sup>3)</sup>, daß dem Nothleidenden seine Börse stets offen gestanden habe, Glauben schenken; Heine war nicht geizig, und achtete den Werth des Geldes immer gering<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Gfster weist in seiner Ausgabe genau nach, in welcher Weise Heine die Quellen benützt.

<sup>2)</sup> R. G. Franzos in der „Frankf. Ztg.“ 1890, Nr. 144, 149, 155.

<sup>3)</sup> II, S. 216.

<sup>4)</sup> Der verstorbene Hofrath Dr. Haller, der in den vierziger Jahren in Paris lebte und mit Heine verkehrte, erzählte Herrn Dr. Franz Binder unter anderm: bei einem Be-

Im October 1834 lernte Heine ein junges Mädchen, Crescenze Eugenie Mirat, kennen, welches ihm eine heftige Leidenschaft einflößte. Sie war hübsch und üppig gebaut, ohne jede höhere Bildung, ja unwissend bis zum Unglaublichen<sup>1)</sup>; sie besaß ein sehr lebhaftes, heiteres Temperament, an welchem Heine sich bis zur Ausgelassenheit ergötzen konnte, sonst aber war sie, nach Fanny Lewald's Bezeichnung, „leerste Neufferlichkeit“<sup>2)</sup>. Heine's Biographen rühmen von ihr Tugend und Frömmigkeit; sie nahm indessen keinen Anstand, ohne den Segen des Priesters mit Heine zusammen zu leben. Von Brüderie besaß sie jedenfalls keine Spur, wie eine von Weill<sup>3)</sup> mit großem Behagen ausgemalte Scene sattham beweist.

Heine liebte Mathilde — so nannte er Crescenze — wirklich, obgleich seine Neigung nur auf sinnlichen Regungen beruhte und er ihr oft genug in krasser Weise untreu wurde und Grijetten nachlief<sup>4)</sup>. Er sorgte für sie ängstlich, suchte ihr nach seinem Tode eine angenehme Existenz zu sichern und sah sie für seine Frau an. Die Briefe, welche er während seines Aufenthalts in Hamburg ihr schrieb, zeigen uns Heine noch ein Mal, wie er in seiner Jugend war, mit einem warmfühlenden Herzen.

Aber so sehr Heine Mathilde liebte, ihre Verbindung blieb nicht ohne die Wunde, an welcher ein jedes Verhältniß dieser Art nothwendig krankt: er traute ihr nicht und wurde, wenn er von ihr getrennt war, von heftiger Eifersucht gequält; er ließ sie bei ihren Ausgängen sogar überwachen<sup>5)</sup>. Von ihrer Launenhaftigkeit und ihrer Wildheit hatte er viel auszustehen, wie zahllose Stellen in seinen Briefen beweisen. Schließlich gewöhnte er sich indessen auch an die Ausbrüche seines Hauswesens. „Zu einer Idylle machen zu wollen,“ sagt Camilla Selden, die es wissen kann<sup>6)</sup>, „was der Dichter selbst nie für eine solche auszugeben gedachte, hieße Poesie auf Kosten der Wahrheit schaffen.“

Selbstredend fehlte bei Heine's Lebensweise und Mathildens Unkenntniß vom Werth des Geldes ihrem Zusammenleben auch die prosaischste Seite nicht: der Mangel an Geld. Heine verdiente zwar jährlich mit schriftstellerischen Arbeiten gegen 3000 Francs und bezog von seinem Onkel eine Rente von 4000 Francs, aber diese Summe

suche bei Heine habe sich dieser beklagt, daß ihn wieder einmal ein deutscher Flüchtling in der Presse verunglimpft habe, worauf Mathilde (Heine's Frau) bemerkte: „Mais la redingote, que tu lui avais donnée, était encore assez bonne.“

<sup>1)</sup> Meißner, Mein Leben, I, S. 104.

<sup>2)</sup> Westermann, Bd. 62, S. 107.

<sup>3)</sup> S. 86, 87.

<sup>4)</sup> „Deutsche Rundschau“ 1884, III, S. 168. Briefe an Lassalle vom 10. Februar und 27. Februar 1846. Weill an mehreren Stellen.

<sup>5)</sup> Camilla Selden bei Schorer 1885, S. 68. — <sup>6)</sup> S. 5.

reichte bei weitem nicht aus, seine Bedürfnisse zu decken. Bürgschaften für Freunde kamen dazu, um ihn schließlich in eine schwere Schuldenlast zu stürzen. Er half sich einigermaßen, indem er April 1837 das Verlagsrecht seiner Werke auf elf Jahre um 20000 Francs an Campe verkaufte; aber das genügte nicht. Onkel Salomon sträubte sich lange, zu helfen und entfachte damit in seinem Neffen wieder einmal einen heftigen Zorn über die Knickerigkeit des Millionairs. Als Salomon aber bei der Hochzeitsfeier eines Verwandten nach Paris kam, versöhnte er sich mit seinem berühmten Neffen und erhöhte sogar dessen Rente auf 4800 Francs. Nach Heine's Tode sollte die Rente auf Mathilde übergehen. Trotzdem hörte der leidige Geldmangel nicht auf.

Heine nahm nunmehr seine Zuflucht zu einem sehr bedenklichen Mittel: er wandte sich an die französische Regierung und erhielt, von 1837 oder 1838 ab, wie mancher andere Ausländer, eine Pension von 4800 Francs. Oft ist behauptet worden, er habe in einem abhängigen Verhältniß zur französischen Regierung gestanden und sei durch die Pension für litterarische Handlangerdienste belohnt worden, welche er ihr von 1840 ab durch Correspondenzen in der „Allgemeinen Zeitung“ leistete. Der Schein ist allerdings gegen Heine, und es ist nach seinem Vorleben und nach dem, was er kurz vor seinem Tode that (siehe dritter Abschnitt IV), keine Ungeheuerlichkeit, den Anklagen Glauben zu schenken. Heine thut in keinem seiner Briefe der Pension Erwähnung, und bis 1848, wo nach dem Sturze der Juli-Regierung allerlei Enthüllungen aus den Staatsarchiven erfolgten, wußten nur sehr wenige Personen davon. Alexander Weill behauptet in seinen *Souvenirs intimes*<sup>1)</sup>, daß Heine ihm gesagt habe: „Je ne me suis pas vendu, je me suis rendu. Je n'écris pas une ligne contre mon sentiment et mon opinion.“ Die „Allgemeine Zeitung“ erklärte in Folge jener Enthüllungen mit feiner Bosheit, Heine sei nicht für das, was er ihr geschrieben, sondern für sein Schweigen über gewisse Vorkommnisse bezahlt worden.

Wenn wir Heine's politische Schriften von 1837 bis 1843, wo er die politischen Correspondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ einstellte — aus welchem Grunde, ist unbekannt geblieben — mit seinen frühern vergleichen, so fällt uns eine Milderung, ja Aenderung seiner Ansichten sofort auf. Die wüsten Schimpfereien gegen Pfaffen und Junker haben aufgehört; er behauptet sogar, daß das Mißtrauen gegen den Adel immer eine Ungerechtigkeit bleibe (VI, S. 311). Gegen das in Frankreich herrschende parlamentarische Regime wendet er sich in starken Ausdrücken, weil es dem König Ungelegenheiten bereite.

<sup>1)</sup> S. 51.

Seine Meinung über den früher so oft bespöttelten Bürgerkönig hat sich sehr zu Gunsten des Letztern geändert. Ende October 1840 war Guizot an die Spitze der Regierung getreten und hatte Heine, als dieser ihm einen Besuch machte, die fernere Auszahlung der Pension zugesichert. Schon am 4. November wird der Ton in Heine's Berichten ein sehr warmer, sobald er die Person des Königs und seines ersten Ministers erwähnt. Er überschüttet den Staatsmann, für den er früher nur Worte des herbsten Tadels hatte, mit ausgesuchten Lobsprüchen. Am 27. Januar 1841 schreibt er an Kolb, den Redacteur der „Allgemeinen Zeitung“: „Ich habe große Furcht vor dem Grouel einer Proletarierherrschaft und gestehe Ihnen, aus Furcht bin ich ein Conservativer geworden. Sie werden in diesem Jahre an meinen Artikeln wenig zu streichen haben und vielleicht über meine Mäßigung und Aengstlichkeit lächeln. Ich habe in die Tiefe der Dinge geschaut, und es ergreift mich ein sonderbarer Schwindel; ich fürchte, ich falle rückwärts.“ Der Brief klingt genau so, als wolle er einer wenig schmeichelhaften Vermuthung von vorneherein den Boden entziehen.

Heine selbst hat gegen die Anklage der Bestechlichkeit wiederholt entschieden Einspruch erhoben (VI, S. 373, 524). Seine Biographen Strodtnann und Proelß halten ihn nicht für „eigentlich bestochen“, meinen aber, daß die Pension seine Schreibweise beeinflusst habe. Treitschke nennt ihn<sup>1)</sup> ohne alle Einschränkung einen „Söldner Frankreichs“, der sich „dem französischen Hofe verkauft“ habe. Meiner Meinung nach liegen keine genügenden Beweise vor für die schwere Anschuldigung, Heine sei ein Soldschreiber der französischen Regierung gewesen; der Verdacht wird aber immer auf ihm ruhen bleiben, und jeder ehrenhafte Journalist wird es als sehr bedenklich bezeichnen, wenn ein publicistisch thätiger Mann von einem fremden Staate eine so ansehnliche Unterstützung in Anspruch nimmt.

Heine's Pariser Briefe sind anziehend geschrieben, wie alles, was aus der Feder des hochbegabten Mannes geflossen, und überraschen hin und wieder durch scharfsinnige Urtheile. Ich kann es ihm indessen nicht, wie seine Verehrer, zu großem Verdienst anrechnen, daß er auf die Wichtigkeit der orientalischen Frage (VI, S. 185, 186, 255) und die Gefahr des Communismus (VI, 279, 315, 316, 609) so nachdrücklich aufmerksam machte. Genes thaten deutsche Journalisten um diese Zeit noch nachdrücklicher — ich erinnere nur an Franz von Florencourt —, und er hätte blind sein müssen, wenn er die Bedeutung der so heiß vertheidigten communistischen Theorien nicht erkannt hätte. Uebrigens spricht er

<sup>1)</sup> IV, S. 420.

vom Communismus immer mit geheimer Angst vor der Herrschaft des Böbels, welcher jedoch der Haß gegen die Geldaristokratie die Wage hält.

1837 war Börne gestorben, dessen scharfe Angriffe Heine nicht vergessen hatte; er vergaß ja niemals eine Beleidigung. „Er konnte hassen,“ sagt Alfred Meißner<sup>1)</sup>, „tief, ingrinnig, mit einer Energie, wie ich sie bei keinem andern Menschen angetroffen, aber nur darum, weil er auch lieben konnte.“ Heine hat indessen von seinem Hass hundert Mal mehr Beweise abgelegt, als von seiner Liebe. So lange Börne lebte, hatte er es nicht gewagt, gegen ihn aufzutreten; erst drei Jahre nach Börne's Tode hatte er den Muth, sich an seinem Feinde zu rächen. Er besaß die von ihm selbst an den Germanen gerühmte Tugend nicht (IV, 312): gegen den Wehrlosen nimmermehr das Schwert zu ziehen, den geknebelten Feind nicht anzutasten. Er folgte im Gegentheil dem von ihm scherzhaft aufgestellten Grundsatz (VII, S. 400), dem Feinde erst dann zu verzeihen, wenn er gehehrt worden sei. Sein giftiges Buch gegen Börne, welches er für sein bestes Werk hielt, ist hervorgegangen aus demselben Geiste unveröhnlicher Rachsucht, welcher seine unflätigen Angriffe gegen Menzel, Platen, Schlegel u. A. hervorgerufen hatte, aber es ist größtentheils in einem scheinbar leidenschaftslosen Ton geschrieben, der größere Wirkung hervorbringt, als seine frühere grobe Kampfmethode<sup>2)</sup>.

Für Heine war die Veröffentlichung des Buches von so unangenehmen Folgen, daß er die Herausgabe schon bald lebhaft bedauerte. In ganz Deutschland, namentlich im jüdischen Theile der Bevölkerung, erfuhr seine unehrenhafte Handlungsweise die schärfste Verurtheilung. Karl Gutzkow wurde von nun an Heine's erbitterter Gegner, und dessen beste Freunde verhehlten ihm ihre Mißbilligung nicht. Die deutschen Patrioten, bei denen Börne in hohem Ansehen stand, verfolgten ihn erbarmungslos persönlich und in der Presse. Von dem Gemahl der ebenfalls schwer beleidigten Freundin Börne's, Herrn Straus aus Frankfurt am Main, wurde Heine in den deutschen Zeitungen derart angefeindet, daß er ihn schließlich fordern ließ. Straus hat sich in unehrenhafter Weise gerächt; Heine hatte aber nicht das Recht, sich darüber zu beklagen. Vor dem Zweikampf ließ Heine sich mit Mathilde kirchlich trauen, damit sie im Falle seines Todes die Rechte seiner Wittve geltend machen könne, nachdem er die katholische Erziehung der Kinder in üblicher Weise zugesichert — er hält die Stellung dieser Bedingung seitens der Kirche für natürlich und selbstverständlich (VI, S. 65) —. Am 7. September 1844 fand das

<sup>1)</sup> Heinrich Heine S. 212.

<sup>2)</sup> Neben der Polemik gegen Börne enthält das Buch eine Reihe der bissigsten Bemerkungen über die deutschen Radikalen und Republicaner, so daß es als ein Absagebrief Heine's an seine einstigen Gesinnungsgenossen bezeichnet werden kann.

Duell statt, in welchem Heine leicht verwundet wurde. Nach dem Duell gab Heine der Frau Straus eine bündige Ehren-Erklärung, sowie das Versprechen, in einer neuen Auflage die auf sie bezüglichen Stellen fortzulassen. Der Streit nahm also ein für Heine wenig rühmliches Ende. Aber Ruhe fand er noch nicht. Die beleidigte Frau und ihr Gemahl griffen ihn und Mathilde immer wieder in Zeitungen an und ließen kein Mittel unversucht, ihm zu schaden. Heine erntete nur den Lohn seiner Thaten; wir können das Treiben seiner Gegner verurtheilen, ohne ihr Opfer zu bedauern.

## IV.

## Die letzten Lebensjahre. Religiöse Kämpfe. Nihilismus.

Zu den nie endenden litterarischen Kämpfen Heine's gesellte sich 1845/46 ein rein persönlicher, welchen er mit der heftigsten Leidenschaft führte. Am 23. December 1844 starb sein Onkel Salomon, der ihn zu seinem Entsetzen nur mit einem Legat von 8000 Mark bedacht und die ihm zugesicherte Rente gar nicht erwähnt hatte. In Folge dessen weigerte sich Salomon's Sohn Karl, der gegen den Dichter wegen der vielen Angriffe gegen die Verwandten seiner Frau, die Foulds, eine berechtigte Mißstimmung hegte, die Rente weiter zu zahlen. Dagegen erbot er sich<sup>1)</sup>, dem Better jährlich eine Pension von 2000 Francs auszusetzen gegen die Verpflichtung, ihm alles, was er über Salomon Heine jemals schreiben werde, zur Durchsicht zu senden. Heine, der durch Mathildens Angst, in Noth zu gerathen, in die höchste Aufregung versetzt war, drohte anfangs, zu klagen, beschritt dann den gütlichen Weg und nahm schließlich die Presse zu Hülfe. „Das Beste,“ schreibt er an Detmold<sup>2)</sup>, „muß hier die Presse thun zur Intimidation, und die ersten Rothwürfe auf Karl Heine und namentlich auf Adolf Halle (dessen Schwager) werden schon wirken. Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten, nur mein Gedeihen zeitigen.“ Er hat ihn dann, einen Artikel zu fabriciren, in welchem der Onkel vertheidigt, der Nefte angegriffen wurde. Schlauer Weise fertigte er, wie aus einem Briefe an Lassalle vom 27. Februar 1846 hervorgeht, sogar selbst Schmähartikel gegen Heinrich Heine an, in welchen aber die Auszahlung der Pension als selbstverständlich hingestellt wurde. Ebenso trieb er Levin Schücking, Heinrich Laube, Ferdinand Lassalle und den Fürsten Bückler an, seinen Better durch Zeitungsartikel in Schrecken zu setzen.

<sup>1)</sup> Deutsche Rundschau 1885. I, S. 451. — <sup>2)</sup> Ebendaselbst.

Im Januar 1845 traf den Dichter ein Schlaganfall, welcher ihm die Augenlider und die internen Gliedmaßen lähmte, sowie ihn der Fähigkeit, zu schmecken, beraubte. Rasch nahm seine Erkrankung eine sehr schlimme Wendung, und diese erweichte den Hamburger Millionair. Er ordnete die Fortzahlung der Pension an und leistete seinem Better sogar noch bedeutende Zuschüsse.

Von 1847 begann für den Dichter eine fast zehnjährige Leidenszeit, deren Qualen uns mit Grauen und tiefem Mitleid erfüllen müssen. Heine hat für die Sünden seiner Jugend gebüßt, wie wohl nur Wenige büßen müssen; die einzelnen Phasen seiner furchtbaren Krankheit, der Rückenmarksdarre, sind oft genug beschrieben worden. Er hat heldenmüthig gegen den Feind angekämpft und seinen glänzenden Geist frisch erhalten bis an sein Ende. Stundenlang arbeitete er täglich trotz der wüthendsten Schmerzen, indem er sich vorlesen ließ, dictirte, dichtete, an seinen Versen feilte und Gedrucktes corrigirte. Kamen Freunde und fremde Besucher zu ihm, so entzückte er sie durch seine geistvolle Unterhaltung und seine Heiterkeit, welche von einem durchaus ungebrochenen Geiste zeugte. Er hatte diese Anregungen nöthig, denn Mathilde kümmernte sich nicht viel um den kranken Gatten und ließ ihn oft genug allein<sup>1)</sup>. Einzelne Besucher Heine's loben sie freilich, die Mehrzahl aber äußert sich in sehr tadelnden Ausdrücken über die leichtsinnige Frau.

So lag Heine auf seinem Schmerzensbett, eine Jammergestalt. Fast kein Glied seines Körpers gehorchte ihm mehr, und sein nie ruhender Geist machte ihm sein Krankenlager zu einer doppelten Qual. Nun ging eine Aenderung mit ihm vor, welche Niemanden wundern wird, der das Ende so vieler glaubensloser Männer beobachtet hat: er wandte sich ernsthafter religiösen Dingen zu. Er kam so weit, den Atheismus für absurd zu erklären. „Ich bin kein Frömmel geworden,“ schreibt er am 1. Juni 1850 an Campe, „aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und alles, was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war (ausmerzen); die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen.“ Er fügt aber hinzu: „Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Act meines Denkens, als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir fest bewußt bin.“ Aehnlich sprach er sich gegen Fanny Lewald aus<sup>2)</sup>. Darin irrt sich Heine über sich selbst; in gesunden Tagen wäre er nicht leicht dazu gekommen,

<sup>1)</sup> Rocca, Skizzen S. 51. Fanny Lewald in Westermann Bd. 62, 106. Am schärfsten spricht sich Camilla Selden gegen Mathilde aus. Schorer's Familienblatt 1885, S. 68. — <sup>2)</sup> Westermann Bd. 61, S. 134.

religiöse Dinge ernst zu nehmen, wie er denn auch selbst äußerte<sup>1)</sup>: „In der Krankheit hat man den lieben Gott nöthig, in der Gesundheit vergißt man ihn“; und: „Für den Gesunden ist das Christenthum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten; für den Kranken aber ist es eine gute Religion.“ Sein Nachwort zum 1851 erschienenen „Romancero“ bestätigt diese Ansicht, indem er deutlich auf sein Krankenbett als die Ursprungsstätte seiner „Bekehrung“ hinweist. Er sagt ausdrücklich, daß er zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückgekehrt sei, aber seine religiösen Ueberzeugungen und Ansichten seien frei geblieben von jeder Kirchlichkeit. Er habe nichts abgeschworen, nicht ein Mal die alten Heidengötter. Im Januar 1853 veröffentlichte er im Journal des Débats eine Erklärung, daß er die crassen Religionspötteereien in der neuen französischen Uebersetzung seiner Reisebilder, die ohne sein Zuthun erfolgt sei, aufrichtig bereue. In den 1854 erschienenen „Geständnissen“ spricht er sich ähnlich aus. Aber Heine's Bekehrung war, wenn wir sie nach ihren Früchten beurtheilen, sehr zweifelhafter Natur. Die Dichtungen, welche er in den letzten zwölf Jahren seines Lebens veröffentlichte, und jene, welche sich in seinem Nachlaß fanden zeigen uns im Gegentheil Religionspötteerei, Frivolität und Cynismus, verbunden mit politischem Radicalismus, in so hohem Maße, daß sie die Reisebilder noch überholen. In diesen zeigte Heine noch eine scharf ausgeprägte politische Gesinnung; jetzt macht er sich über jedes politische Ideal lustig, verhöhnt ehemalige Mitstreber in unanständiger Weise, lästert das „Sacrament des Königthums“ und begrüßt jubelnd den allgemeinen Umsturz.

In Betracht kommen hier die „Neuen Gedichte“ (1844), das Sommernachtsmärchen: „Atta Troll“ (in der Zeitung für die elegante Welt 1843, als Buch 1847), das Wintermärchen: „Deutschland“ (1844), der „Romancero“ (1851) sowie die „Nachgelassenen Gedichte“.

Der Haß gegen das Christenthum feiert in all diesen Gedichten seine wüsten Orgien. Als „Adam der erste“ (I, S. 301) höhnt er den lieben Gott, der ihn ohne Recht und Erbarmen aus dem Paradiese jagt; er werde aber das Paradies nicht vermissen, weil es dort keine Freiheit gäbe. In dem berühmtesten Gedicht: „Disputation“ (I, S. 464) lästert er jede Art der Gottesverehrung in abstoßender Weise. In der Anekdote zu Toledo, berichtet Heine, sollen vor versammeltem Hofe ein Capuciner und Rabbiner mit einander ein geistliches Turnier ausfechten. In allem, was Letzterer sagt, liegt die boshafteste Verhöhnung der katholischen Religion und ihrer Diener. Als der König die Königin um ihre Meinung fragt, antwortet sie:

<sup>1)</sup> S—d. in Westermann Bd. V, 265; LXI, S. 134.

Welcher Recht hat, weiß ich nicht;  
Doch es will mich schier bedünken,  
Daß der Rabbi und der Mönch,  
Daß sie alle beide stinken.

Das ist nicht „la scène la plus voltairienne, qui ait jamais imaginée le sceptique démon de son esprit“, wie Taillandier sagt (S. 140), sondern sie ist schlimmer, als Voltaire sie gedichtet haben würde. Letzterer hat nämlich denselben Vorwurf behandelt und die Scene nach China verlegt; den Schluß bildet der Vorschlag der Chinesen, die armen Narren in das Tollhaus zu sperren. Voltaire's Behandlung war für Heine noch zu anständig.

Die Lehre von der Dreieinigkeit verhöhnt Heine in „Symbolik des Unsinns“ (I, 291); über das h. Altarsacrament stößt er in „Bisliuppli“ (I, S. 382) Voltaire nachgebildete Blasphemieen aus, und er scheut sich nicht, den Namen des Heilandes mit den frivolsten Dingen in Verbindung zu bringen („Himmelsbräute“ I, S. 358; „Der Ungläubige“ I, S. 411).

Politisch ist der Dichter wieder beim schärfsten Radicalismus angelangt, welcher, mit größtem Cynismus verbunden, widerliche Zerrbilder hervorbringt. Er beruhigt („Zur Beruhigung“ I, S. 316) die deutschen Monarchen, sich vor einem Brutus nicht zu fürchten, da Deutschland, die fromme Kinderstube, gewiß keine römische Mördergrube werde. Und wenn sich das Schreckliche doch noch ereignen sollte (II, S. 202), so würden die Deutschen ihren König nicht behandeln wie die Engländer Karl I. und die Franzosen Ludwig XVI., sondern sie würden ihn in einer sechsspännigen Hofcarosse mit besloren Koffen zum Richtplatz futschiren. Im „Wintermärchen“ (Gesang IV) gibt er den Rath, die Gebeine der h. drei Könige zu Köln in die Käfige am Lambertithurm zu Münster zu hängen und, wenn einer von ihnen bereits fehle, statt seiner einen abendländischen König zu nehmen. Und im Traume (Gesang VII) freut er sich, als der Henker die hl. drei Könige, die Symbole des Königthums, mit seinem Beile zusammenhaut.

Mit solchen und ähnlichen Verhöhnungen des Royalismus verbinden sich Beschimpfungen lebender Monarchen. Gemeineres ist wohl selten gedichtet worden, als die „Lobgesänge auf König Ludwig“ (II, S. 169), die gegen Friedrich Wilhelm IV. gerichteten Gedichte „Der neue Alexander“ (II, S. 174), sowie das überaus anstößige Gedicht über den Ursprung des preußischen Königshauses: „Schloßlegende“, welches Elster mitzutheilen sich gecheut hat (Reclam'sche Ausg. I, S. 348).

Hand in Hand mit diesen Ausfällen geht die Verhöhnung der deutschen Freiheitsbestrebungen und der Ingrimms über die Langmuth der

Deutschen gegenüber ihren sechs und dreißig Tyrannen. Beides zu vereinigen, konnte nur einem Charakter wie Heine gelingen. Die jungen Dichter der neuen Generation, welche wie Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath glühende Freiheitsgesänge ertönen ließen und für ihre Ideale jedenfalls männlicher als Heine eintraten, kamen ihm eben so lächerlich vor, wie einst die Burschenschaftler, obgleich doch ihre Bestrebungen zum größten Theile auch die seinen waren. Aber wo ein persönliches Interesse in politischen Dingen für ihn nicht mehr in Frage kam, dünkte ihm alles Streben gleichgültig. „Er dachte stets,“ sagt sein Freund Heinrich Laube<sup>1)</sup>, „in erster Linie an seine Person, an sein persönliches Schicksal, wenn von Staatsformen die Rede war.“ Seine zahlreichen Briefe aus jener Zeit bekunden durchaus kein tieferes Interesse an den gewaltigen Bewegungen, welche sich im Schooße der Völker vorbereiteten, obgleich dieselben auf die Verwirklichung des angeblichen Heine'schen Ideals bürgerlicher Freiheit abzielten. Die Freiheit ist ihm nie ein Ideal gewesen. „Als vor einigen Jahren der italienische Dichter Carducci Heine in einer Ode als Freiheitshelden verherrlichte, legte sogar Karl Hillebrand, Deutschlands bester Kritiker und Heine's früherer Secretair, der immer mit Pietät und Bewunderung von dem großen Verstorbenen geredet, eine Art Protest dagegen ein: Heine selbst habe es niemals so feierlich genommen“<sup>2)</sup>.

Die Freiheitsdichter der vierziger Jahre verfielen aber auch seiner Rache, weil sie hochmüthig auf den gesinnungslosen verparisirten Heine herablickten und ihn zeitweise, wie Levin Schücking sagt<sup>3)</sup>, aus der Gunst des Publicums verdrängten. Ebenso auch die Dichter, welche die Vaterlandsliebe besangen und, wie Nicolaus Becker, den Rhein für Deutschland reclamirten. Herwegh (I, S. 310, II 190), Dingelstedt (I, S. 315, 404) sowie die politischen Tendenzdichter im Allgemeinen erhalten einige kräftige Schläge, bis der Dichter im „Atta Troll“ sie alle auf das Schaffot befördert.

Aber was diese Dichter sangen, singt er auch selbst. Ironisch gibt er den Rath, („Verheißung“ I, S. 312) die deutsche Freiheit solle fecker werden, aber vor allem den schuldigen Respect vor Obrigkeit und Bürgermeisterei nicht bei Seite setzen. Er höhnt die lieben Deutschen (II, S. 204), daß sie sich von der Vogelscheuche abschrecken ließen, an die blühenden Kirichen zu gehen; macht sich über den deutschen Michel lustig („Erleuchtung“ I, S. 318), der sich die besten Bissen vor dem Maule wegstibizen und sich mit dem Versprechen reinverklärter Himmelsfreude täuschen lasse. Nach den Märztagen 1848 (II, S. 187) verspottet er

<sup>1)</sup> Gartenlaube 1868, S. 27. — <sup>2)</sup> G. Brandes in der Frankf. Ztg. 24. Aug. 1889.

<sup>3)</sup> Westermann, Bd. 54, S. 196.

wieder den deutschen Michel, der versucht habe, sich zu ermannen und nun wieder unter der Hut von vierunddreißig Monarchen zu schlafen beginne. „Germania, das starke Kind“ (I, S. 426) erfreue sich, nachdem der starke Wind sich gelegt, wieder seiner Weihnachtsbäume; er gedenkt des heldenmüthigen Kampfes der Ungarn, die von Ochs (Oesterreichern) und Bären (Russen) überwunden werden, während Deutschland in das Joch von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden gerathen sei.

Auch hier weist er auf die vom Communismus drohenden Gefahren hin; aber in seine Weissagungen mischt sich etwas wie geheime Freude, daß unter dem ehernen „Schritt der Arbeiterbataillone“ demnächst der Boden der modernen Gesellschaft erzittern werde. Mit dem Haß der Besitzlosen gegen die Reichen stimmt er ganz überein, und die wachsende Macht des Capitalismus entlockt ihm in grimmigem Sarkasmus die Verse (I, S. 415):

Hat man viel, so wird man bald  
Noch viel mehr dazu bekommen.  
Wer nur wenig hat, dem wird  
Auch das Wenige genommen.  
Wenn du aber gar nichts hast,  
Ach, so lasse dich begraben —  
Denn ein Recht zum Leben, Lump,  
Haben nur, die etwas haben.

Ironisch gibt er den Rath (I, S. 418), vor jedem goldenen Kalbe das Weihrauchfaß zu schwingen; denn die reichen Leute gewinne man nur durch Schmeicheleien; er selbst nennt die Besitzenden (II, S. 81) das „reiche Ungeziefer“, welches so mächtig verbündet sei in unsern Tagen; er betheuert in Scherz sein sollendem Ernst (II, S. 76), daß er die Reichen gern aufhängen würde, aber man mache leider aus deutschen Eichen keine Galgen für sie; er theilt, wie schon im Ratskiff, die Menschen ein in hungerige und satte, und er zeichnet unter dem Bilde der Wanderratten (II S. 203) mit sichtlichem Behagen, wie die hungerigen unwiderstehlich heranrücken und sich nicht besänftigen lassen durch „Pfaffengebete und Hundertpfünder“, sondern nur durch „Suppenlogik mit Knödelgründen“ und „Argumente von Rinderbraten“; er beschwört in einem übrigens trefflichen Gedichte (II, S. 177) die ausgemergelten Gestalten der hungernden schlesischen Weber des Jahres 1847, um durch sie einen Rachechrei gegen den König der Reichen zu begründen. All' diesem Elend gegenüber aber will er im ersten Capitel des Wintermärchens „Deutschland“ ein neues Lied singen, nicht

„Das alte Entsagungslied,  
Das Ciapopeia vom Himmel,  
Womit man einlullt, wenn es greint,  
Das Volk, den großen Limmel.“

sondern:

Ein neues Lied, ein besseres Lied.  
O Freunde, will ich euch dichten:  
Wir wollen hier auf Erden schon  
Das Himmelreich errichten.

Es wächst hienieden Brot genug  
Für alle Menschenkinder,  
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,  
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,  
Sobald die Schoten plagen!  
Den Himmel überlassen wir  
Den Engeln und den Späßen.

August Bebel druckt in seinem Buche über „die Frau“<sup>1)</sup> einige dieser Verse mit Wohlgefallen ab und bemerkt dazu, daß Heine socialistische Umwandlungen gehabt habe.

Mit besonderm Grimme kehrt sich Heine gegen die deutschen Einheitsbestrebungen, als deren Symbol er die schwarz-roth-goldene Fahne beschimpft. Er nennt (I, S. 373) ihre Farben „Affensteißcouleuren“; Erzherzog Johann, der die Wahl zum „Reichsverweser“ angenommen, verhöhnt er als „Hans ohne Land“ (II, S. 205). Das Aergste bietet der 26. Gesang des Wintermärchens „Deutschland“ (II, S. 489), wo er Deutschland in behaglicher Breite mit einem Nachtstuhl vergleicht, aus welchem der Mist von sechsunddreißig Gruben heraussinkt. Was will es dagegen bedeuten, wenn er in dem schönen Gedichte „Deutschland“ (II, S. 167) sein Vaterland mit dem jungen Siegfried vergleicht, der einst den häßlichen Drachen — die Tyrannei natürlich — tödten und sich die goldene Krone aufsetzen wird! Demselben Gedanken hatte er übrigens bereits in den letzten Berichten aus Paris Ausdruck gegeben (VI, S. 248, 613).

Die stärksten Ausbrüche seines Hasses sind gegen Preußen gerichtet. Er plündert den Wortschatz der Fischweiber, um alles das sagen zu können, was er auf dem Herzen hat. Man lese nur ein Mal: „Wechselbalg“ (I, S. 313) „Der Kaiser von China“ (I, S. 313), Gesang III und VIII des Wintermärchens. Ja, das ganze Wintermärchen ist eigentlich ein Pamphlet gegen den preußischen Staat, welcher es versäumt hatte, sich den Dichter zu verbinden.

Männer, welche auch die Gegner mit Achtung nennen, Männer, denen er selbst Dank schuldete, werden von ihm mit allen möglichen, vielfach dem Thierreich entnommenen Titulaturen belegt. Den großen Görres nennt er (I, S. 406) eine Hyäne und dessen Sohn ein giftiges

<sup>1)</sup> 9. Aufl. S. 335.

Insect; damit ist die Art dieser persönlichen Angriffe genügend gekennzeichnet.

Die Schamlosigkeit der letzten Werke übersteigt alles Maß. Als er einen Theil der „Neuen Gedichte“, welcher im „Salon“ erschienen war, mit andern zusammen als Buch erscheinen lassen wollte, stellte Gutzkow ihm freundschaftlich vor (Pröhl S. 262), daß dieselben sich als „furchtbare Nachgeburt“ früherer Gedichte doch für die Öffentlichkeit nicht eigneten. Sofort zog Heine sein hohes Roß aus dem Stall und ritt seinem einstigen Waffenbruder mit den Worten entgegen (23. August 1838): „Wie Petron's Satirikon und Goethe's Elegieen, so sind auch meine angefochtenen Gedichte kein Futter für die rohe Menge. . . . Nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften und allzu natürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden. . . . Nicht die Moralbedürfnisse irgend eines verheiratheten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage.“ Trotzdem fand Heine erst 1844 den Muth, die „Neuen Gedichte“ herauszugeben. Charakteristischer als diese, welche er in gesunden Tagen dichtete, sind jene, welche er auf dem Krankenlager verfaßte. Seine Sinnlichkeit lodert hoch empor; er verhöhnt sich selbst wegen seiner Schwäche (II, S. 51, Nr. 78, 79) und bedauert, eine Dirne, deren Bild vor seinem Geiste emporsteigt, nicht genießen zu haben (II, S. 93). Er besingt die Schönheit des Weibes in lüsterner Weise (II, S. 34), beginnt mit mehr als aristophanischer Freiheit den Gebrauch der Glieder des menschlichen Körpers zu erklären, um zu einem Schluß zu gelangen, welchen selbst Strodtmann nicht mittheilen zu dürfen glaubte (II, S. 75). Weiter vergleiche man: „Hausfrieden“ (I, S. 411), „Unvollkommenheit“ (I, S. 419) und das Gedicht Nr. 68, Bd. II, S. 40. Seinen ganzen Cynismus in nuce haben wir in den Gedichten „Epilog“ (II, 110), „Bermächtniß“ (I, S. 429) sowie „Testament“ (II, S. 220).

Das ist Heine, der behauptet, auf seinem Krankenlager in sich gegangen zu sein! Er ist trotz allen schönen Redensarten von Gott und Gottesfurcht der Alte geblieben. Einige der vielen Besucher haben sich allerdings von ihm täuschen lassen und in Deutschland die Mär verbreitet, der verlorene Sohn sei reuig zurückgekehrt. Andere sahen schärfer. Fanny Lewald behauptet<sup>1)</sup>, an dem Gerede über seine Bekehrung sei nicht ein Wort wahr gewesen; die Leute, welche dergleichen von ihm verbreitet hätten, seien entweder von ihm getäuscht oder hätten sich selbst getäuscht. Derselben Meinung ist Adolf Stahr<sup>2)</sup>. Alfred Meißner sagt<sup>3)</sup>, es sei Heine nicht gelungen, sich zu bekehren; er habe immer wieder gezweifelt

<sup>1)</sup> Westermann, Bd. 61, S. 129. — <sup>2)</sup> Daf. 134. — <sup>3)</sup> Heinrich Heine 231.

und neue Wege erfunden. Der Gedanke an das Jenseits sei ihm nur eine rheumatische Kette gewesen, die ein Leidender, der alle Heilmittel ohne Erfolg probirte, versucht, ohne an ihre Wirksamkeit zu glauben.

Ueber die letzten dichterischen Erzeugnisse Heine's vom ästhetischen Standpunkt unbefangen zu urtheilen, ist nicht leicht, da das Gefühl des Ekels zu oft den Genuß vernichtet. Aber der Gesamteindruck ist überall derselbe. Die geniale Begabung des Mannes hat dem jahrelangen Anstürmen einer furchtbaren Krankheit siegreich widerstanden. Wie früher, so bewundern wir die prächtigen Girandolen eines unerschöpflichen Witzes, den kühnen Flug einer reichen Phantasie und die, wenn auch selten sich aufthuenden Ausblicke in eine tiefe Gemüths- und Gedankenwelt. Unter den Liebesgedichten finden sich einzelne Perlen. Die ersten beiden Strophen des an Mathilde gerichteten Liedes „An die Engel“ (I, S. 425) gehören zu dem Schönsten, was er gedichtet; die beiden letzten Strophen würden wir jedem andern Dichter glauben — nur Heine nicht. Weitere Lieder an Mathilde und die Mouche reihen sich diesen an. Und das an seine Mutter gerichtete Gedicht: „Nachtgedanken“ (I, S. 319) ist ein vollkommenes Erzeugniß der Kindesliebe, welche Heine nie verlassen.

Ergreifend sind die Gedichte, in welchen er dem Gefühl trostloser Verlassenheit, dem verzweifelnden Gedanken, dem Tode unrettbar verfallen zu sein, der innern Zerrissenheit Ausdruck verleiht. Er ist der Welt müde, er sehnt den Tod als Erlöser aus entsetzlichen Qualen herbei; dann aber erwacht wieder seine Liebe zum Leben und kämpft mit dem unerbittlichen Thanatos einen vergeblichen Kampf. Die ergreifendste Scene aus dieser „Lazarus“-Tragödie schildert uns das Gedicht: „Mir lodert und wogt im Hirn eine Gluth“ (II, S. 98).

Ueber all' diese Gedichte erheben sich jedoch wie Waldriesen über zwerghaftes Unterholz eine Anzahl Romanzen, namentlich aus dem „Romancero“, sowie einzelne Theile aus „Atta Troll“. Gewiß leiden viele Romanzen am Mangel eines wirkungsvollen Abschlusses; gewiß wird bei manchen die Wirkung beeinträchtigt durch den Gebrauch alltäglicher Wendungen, durch nachlässigen Versbau (meist vierfüßige ungereimte Trochäen) sowie durch redselige Breite; aber es bleibt genug übrig, was als golddecht bezeichnet werden darf. Hier thut Heine glückliche Griffe in Geschichte und Leben; er trifft den epischen Ton ausgezeichnet, stellt mit plastischer Anschaulichkeit dar und breitet über das Ganze einen wundervollen Farbenschmelz.

Das künstlerisch vortreffliche Gedicht: „Die Schlacht bei Hastings“ (I, S. 339) schildert, wie Edith den bei Hastings gefallenen König Harold, der einst sie liebte, wiederfindet und zur letzten Ruhe begleitet.

Die starke Empfindung in der Brust des rauhen Weibes ist höchst glücklich ausgesprochen. Das große Gedicht: „Firdusi“ (I, S. 364) zeigt am Schicksal des berühmten persischen Sängers symbolisch, wie den Dichtern von Gottes Gnaden hier auf Erden gelohnt wird, aber auch, wie sie über die Gunst der Großen dieser Erde erhaben sind; „Spanische Atriden“ (I, S. 395) bietet einen Ausschnitt aus der Geschichte der pyrenäischen Halbinsel und zeigt in packenden Bildern die Nemesis der Weltgeschichte. Voll von Bitterkeit und ungerecht, weil es den Einzelfall auf's Allgemeine bezieht, ist das Gedicht „Der Philanthrop“ (II, S. 121), aber dichterisch bedeutend; ebenso „Zammerthal“ (II, S. 124), ein in dunkeln Farben gehaltenes Gemälde aus der Zeit socialer Noth, das seine Berechtigung behaupten wird, so lange die Menschen lieben und hungern. Von denselben Gedanken durchweht ist das Gedicht: „Das Sklavenschiff“ (II, S. 117), welches noch spätem Jahrhunderten Kunde von der wahren „Schmach des neunzehnten Jahrhunderts“ geben wird. Vollkommen nach Inhalt und Form ist „Der Usra“ (I, S. 357), dessen wenige, herrlich componirte Strophen immer wieder das Gemüth ergreifen. Als das beste Gedicht aber dürfte „Bimini“ (II, S. 125) bezeichnet werden, welches die nie befriedigte Sehnsucht nach der goldenen Jugendzeit tiefsinnig-symbolisch hinausjingt.

Ueber den Werth anderer Gedichte werden die Meinungen sehr auseinander gehen. „Ritter Olaf“ (I, 273) und „Rhampfinit“ (I, S. 329) scheinen mir nicht hoch zu stehen; „Pomare“ (I, S. 345) gefällt den „Modernen“ so gut, daß Grisebach<sup>1)</sup> darüber sagt, es sei ein brillantes Gedicht, „worin Heine die Tragik der modernen Hetäre in wenigen unvergänglichen Strichen zeichnet“; „Bislipuzli“ (I, S. 373), ein episches Gedicht aus der Zeit der Eroberung Mexico's durch Cortez, findet ebenfalls Grisebach's höchsten Beifall<sup>2)</sup>; ich kann mich nicht halb so hoch schwingen. Dagegen werden wohl Alle das bekannte Gedicht von den beiden Rittern Krapülinsky und Waschlappsky (II, S. 353) eben so boshaft wie komisch finden.

Heine's Polemik gegen die deutschen Freiheitsdichter der vierziger Jahre in dem großen epischen Gedichte „Atta Troll“ hat heute nur wenig Interesse; der romantische Theil des Liedes aber wird leben, so lange im deutschen Volke noch Sinn für „mondbeglänzte Zaubernächte“ vorhanden ist. Hier (von Gesang XII ab) hat sich der Dichter, wie er selbst gesteht (VII, S. 19), noch einmal allen holdseligen Uebertreibungen, aller Mondschein-trunkenheit, allem blühenden Nachtigallenwahnsinn hingegeben und (II, S. 422) nicht das, aber sein letztes „Waldlied der Romantik“ ge-

<sup>1)</sup> S. 257. — <sup>2)</sup> S. 255.

jungen. Den vorzüglichsten Theil des Gedichtes bildet die dramatisch bewegte Schilderung der wilden Jagd (Gesang XVIII, XIX).

Das Wintermärchen „Deutschland“, schildert unzweifelhaft nach Voltaire's: „Scarmantado's Reisen“ mit der nöthigen dichterischen Freiheit die Erfahrungen Heine's auf seinem Ausflug nach Hamburg 1844. Die deutsche Literatur hat wohl kein Werk aufzuweisen, in welchem ein größeres Maß von Gehässigkeit, Grobheit und schneidiger Satire aufgespeichert läge. Jeder Gesang beweist das Genie des Dichters. Aber er ist nicht der Champion einer großen Idee, sondern der Knecht seines unverzöhnlichen Hasses gegen Preußen, Deutschland und die katholische Kirche. Der höhere Gesichtspunkt, welcher allein der Satire Berechtigung gibt, der Ausblick auf bessere Zustände und eine schönere Zukunft fehlt hier gänzlich. Der Dichter nimmt seine Keule und schlägt den verhaßten Bau in Trümmer — was dann kommen soll, ist nicht seine Sorge. Die nihilistische Gesinnung seiner letzten Lebensjahre kommt im Wintermärchen concentrirt zum Ausdruck.

Heine war sich der vaterlandsfeindlichen Tendenz seiner Dichtung klar bewußt; keiner seiner Verehrer wird hinauskommen über die Stelle in seinem Briefe an Detmold vom 14. September 1844<sup>1)</sup>: „Da das Opus nicht bloß radical, revolutionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die ganze Presse natürlich gegen mich.“

In Aachen sieht er zum ersten Male wieder preußische Soldaten, welche er mit den Worten schildert:

„Noch immer das hölzern pedantische Volk,  
Noch immer ein rechter Winkel  
In jeder Bewegung, und im Gesicht  
Der eingefrorene Dünkel.“

Dort erblickt er auch den preußischen Adler wieder, welcher ihm die Worte entlockt:

Du häßlicher Vogel, wirst du einst  
Mir in die Hände fallen,  
So rupfe ich dir die Federn aus  
Und hacke dir ab die Krallen.

In Köln meint er sich auf jenem Boden zu befinden, wo der „Cancan des Mittelalters“ von Mönchen und Nonnen getanzt wurde, wo „Dummheit und Bosheit“, „gleich Hunden auf der freien Gasse“ buhlten und des „Geistes Bastille“, der Dom, errichtet wurde. Der Kölner Dom, prophezeit er, werde nicht vollendet, sondern als Pferdestall verwendet werden; offenbar soll diese Weissagung eine Antwort auf die Wiederaufnahme der Arbeiten sein, an welche Friedrich Wilhelm IV. am

<sup>1)</sup> Deutsche Rundschau 1885, I, S. 448.

4. September 1842 den Wunsch nach der Einigung Deutschlands geknüpft hatte. Dann hat er mit dem Vater Rhein eine längere Unterredung, in welcher der Alte sich bitter über Nicolaus Becker beklagt, der das Lied gedichtet: „Sie sollen ihn nicht haben“; er, der Rhein, habe im Gegentheil oft mit Thränen zum Himmel um die Rückkehr der Franzosen gebeten. Auf der Straße begegnet ihm ein phantastischer, mit einem Beil bewaffneter Geselle, der sich ihm als der „Knecht seiner (Heine's) Gedanken“ vorstellt. Nachts träumt der Dichter, er sei mit dem unheimlichen Manne in den Dom gegangen und habe die heiligen drei Könige auf ihren Sarkophagen aufrecht sitzend gefunden. Er fordert sie auf, den Dom zu verlassen, weil sie der Vergangenheit angehörten und in der Kathedrale der „Zukunft fröhliche Kavallerie“ hausen solle. Gleichzeitig wendet er sich zu seinem Begleiter, der den Blick seines Herrn sofort versteht, und die „armen Skelette des Aberglaubens“ ohne Erbarmen niederschlägt.

In Mülheim ereifert sich Heine wieder über die Preußen, diese „spindeldürren Gäuche“, die jetzt so dicke Bäuche sich angemästet hätten, die blassen Canaillen, die ausgesehen wie Liebe, Glauben und Hoffen und sich nur rothe Nasen angejoffen hätten. In Hagen freut er sich der deutschen Küche und stimmt einen augenscheinlich ernst gemeinten Hymnus auf die Westfalen an; im Teutoburger Walde gibt er eine ergötzliche Betrachtung zum Besten, was aus Deutschland geworden, wenn Varus den Cheruskerfürsten besiegt hätte. Einer Schaar von Wölfen versichert er, daß er ihnen noch immer ein treuer Mitwolf sei und nicht daran denke, Hofrath in der Lämmerhürde zu werden.

Den Schafpelz, den ich umgehängt  
Zuweilen, um mich zu wärmen,  
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,  
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

Bei Paderborn sieht er das Bildniß des Gekreuzigten, an welchen er eine höhnische Anrede hält, die eine Satire gegen deutsche Zustände darstellen soll. Auf der Weiterfahrt fällt ihm ein, was seine Amme ihm einst von Kaiser Rothbart im Kyffhäuser erzählte, und er knüpft daran eine prächtige Phantasie; aber hinterher kommt eine bittere Satire auf die Armseligkeit des deutschen Reiches und seine Vertreter. Rothbart ist ein gemüthlicher Antiquar, der mit der Wiederherstellung des deutschen Reiches durchaus keine Eile hat. Er erkundigt sich nach den Weltbegebenheiten während der letzten Jahrhunderte und erfährt zu seinem Entsetzen, daß man es gewagt habe, einen König und eine Königin zu guillotiniren. Rothbart geräth in großen Zorn, der sich in heftigen Ausdrücken auch gegen Heine Luft macht. Da plagen auch Heine „die

allergeheimsten Gedanken“ heraus, und er beschimpft das Kaiserthum und die schwarzrothgoldene Fahne.

In Minden wird es Heine etwas ängstlich zu Muth, weil er sich innerhalb der Mauern einer preußischen Festung befindet; er träumt Nachts sogar, daß der preußische Adler seinen Leib umklammert halte und ihm die Leber wegfresse — eine bescheidene Andeutung des zweiten Prometheus.

Ueber Hannover, das Heine Gelegenheit zu Spöttelen über dessen Herrscher gibt, gelangt er nach Hamburg. Er unterrichtet uns, unter der wiederholten Bethuerung, daß beim zufälligen Anblick des preußischen Adlers sich ihm „das Essen im Magen“ herumdrehe, zunächst über Hamburger Verhältnisse und Personen, die Niemanden interessiren als Heine und die Hamburger, und führt uns dann eine Phantasie vor, deren wegen allein das Wintermärchen geschrieben ist. In einer berühmten Straße Hamburg's begegnet er der Göttin Hammonia, die er anfangs für eine seiner gutmüthigen Freundinnen hält. Sie führt ihn in ihre Kammer, wo er sein Portrait, mit frischen Lorbeeren umkränzt, an der Wand erblickt — an diesem Ort und in dieser Gesellschaft eine unfreiwillige Satire Heine's auf seine Muse. Sie fragt ihn, weshalb er nach Deutschland gekommen, und er entgegnet, daß es die Liebe zum — Vaterlande gewesen sei! Die Göttin gibt nun ihre Ansichten über Deutschlands Zustände zum Besten und erbietet sich, ihm die Zukunft seines Vaterlandes zu offenbaren. Sie zeigt ihm den Nachstuhl Karl's des Großen und bittet ihn, den Deckel aufzuheben, da werde er die Zukunft erblicken.

Die Verehrer Heine's können nicht genug den Aristophanischen Witze des Wintermärchens rühmen. Ob jener „ungezogene Liebling der Grazien“ im 19. Jahrhundert gedichtet haben würde, wie er es im 5. vor Christus gethan, darf man bezweifeln.

Von den prosaischen Schriften der letzten Lebensjahre: Die Tanzpoemata „Göttin Diana“ und „Faust“, sowie die Erläuterungen zu letzterem: „Die Götter im Exil“ (eine Abhandlung über die Umwandlung der alten heidnischen Götter in moderne Dämonen), „Geständnisse“ und „Memoiren“ haben nur die beiden letzten Bedeutung. In den „Geständnissen“ (Bd. VI) gibt er Auskunft über die Aenderung seiner religiösen Weltanschauung. Er betont entschieden seine Rückkehr zum Gottesglauben und bethuert hier, wie schon drei Jahre zuvor im Vorwort zum „Romancero“, daß er alles nicht geschrieben haben möchte, was er gegen das Dasein Gottes je veröffentlicht; indessen sind seine Versicherungen manchmal so ironisch gefärbt, daß wir an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln. Vom Atheismus will er nichts mehr wissen (VI, S. 41), weil er schon bei „Schmierlappen

von Schuster- und Schneidergesellen" heimisch geworden, und weil er ein Bündniß geschlossen mit dem Communismus (VI, S. 42). Dieser aber bedeute den Tod der Civilisation, ein Gedanke, den er auch an andern Stellen ausführt (VII, S. 143, 144, 418, 419).

Das sind keine ernsthaften Gründe, seine Ueberzeugung zu ändern. Hier zeigt sich in Heine nicht allein der Poet, sondern auch der Genußmensch, welcher den communistischen Zukunftsstaat trotz der Gewährleistung großer „sittlicher“ Freiheit nicht lieben kann, weil er ihn in anderer Weise beschränken würde. Er ist zu „fein“, um sich noch mit dem einst so geliebten, jetzt tief gehaßten (VI, S. 43) Volke gemein zu machen, dessen gewaltige, die Revolution machenden Fäuste er jedoch zu schätzen weiß.

Heine's Memoiren (VII) erschienen erst nach seinem Tode und zwar nur in einem Bruchstück, welches seine Jugendjahre behandelt. Sie bieten anziehende Schilderungen, aber nur wenig Material für sein Leben und seine Charakteristik.

Sehr interessant ist sein Verhalten gegenüber Napoleon III. Am 21. April 1851, also vor dem Staatsstreich, schreibt er an Kolb, er sei mit Leib und Seele für den Präsidenten, weil derselbe ein Neffe des Kaisers und ein wackerer Mensch sei und durch die Autorität seines Namens größerm Unheil entgegenwirke. Nach dem 2. December 1851 ändert sich seine Meinung. Er äußert Kolb (13. Februar 1852) seine Freude, daß Napoleon die Dummköpfe der Kammer übertölpelt habe, gleichzeitig aber auch seinen Schmerz, daß nun die schönen Ideale von Freiheit und Gleichheit zertrümmert am Boden lägen. Da kommt mit dem 2. December 1852 die Wahl Napoleon's zum Kaiser und mit diesem Tage singt er ein anderes Lied. Er nennt (VI, S. 543) den 20. December<sup>1)</sup> 1852 die vollständige Genugthuung für das bei Waterloo gekränkte Nationalgefühl der Franzosen und freut sich in tiefster Seele dieses Triumphs, wie er einst die Niederlage so schmerzlich mit empfunden (VI, S. 538). Das war selbst Heine's Verleger zu viel, und er schrieb ihm (17. April 1854<sup>2)</sup>): „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie deutscher Schriftsteller sind. Mit geballter Faust schlagen Sie der ganzen deutschen Bevölkerung in's Gesicht.“ Heine war in Folge dieses Briefes klug genug, den „Waterloo“ überschriebenen Theil aus den „Geständnissen“ zurück zu halten.

Gewiß that er es mit schwerem Herzen, denn er hatte eine bestimmte Absicht: er wollte Napoleon III. sich günstig stimmen, wie er es schon bei andern Fürsten versucht hatte. Camilla Selden, seine Verehrerin, erhebt diese Vermuthung zur Gewißheit, indem sie, anknüpfend an die

<sup>1)</sup> Wo einzelne Mächte Napoleon III. bereits anerkannt hatten. — <sup>2)</sup> Strodtmann II, 434.

beständige Geldnoth der Eheleute Heine, sagt<sup>1)</sup>: „Verbürgen kann ich indessen die Thatsache, daß Heine, der von dem Wahn besessen war, sich für einen bedeutenden Politiker zu halten, gerade zu der Zeit Versuche gemacht hat, mit der Regierung des zweiten Kaiserreichs Fühlung zu gewinnen, als sein Tod diesem eben so erniedrigenden als unbedacht- samen und kindischen (!) Unterfangen ein jähes Ende bereitete.“ Wir haben keinen Grund, diese Aussagen einer intimen Freundin Heine's, die in den letzten Lebensjahren fast täglich um ihn war, zu bezweifeln.

Die letzten drei Lebensjahre brachten Heine neben seinem körperlichen Leiden auch viel seelisches Ungemach. Die Zahl seiner Gegner in Deutschland stieg, und die Zeitungen richteten manchen scharfen Angriff gegen den einst so gefeierten Mann. Die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte 1854<sup>2)</sup> einen längern Schmähartikel, der vernichtend wirken mußte. Er kam zu Heine's Kenntniß und regte ihn furchtbar auf. Er wurde immer einsamer. Die Franzosen schienen ihn vergessen zu haben<sup>3)</sup>, und Deutsche kamen nur selten an sein Krankenlager. Letztere schieden von ihm mit den Gefühlen tiefsten Mitleids und hoher Bewunderung ob seines Leidens und seiner ungeschwächten Geisteskraft. Mehr als einer aber äußerte<sup>4)</sup>, daß man ihm gegenüber zu einem reinen und freien Empfinden nicht gelange, daß er abwechselnd anziehe und abstoße. Sein Freund Heinrich Laube, der ihn 1855 noch sah, drückt sich noch schärfer aus<sup>5)</sup>: „Witz und Frivolität waren ihm treu geblieben, und diese von unten auf absterbende Creatur, welche unter der Bettdecke nur noch einige Spannen zusammengezogenen Menschenleibs besaß, forderte mit ungeschwächtem Geist den Schöpfer alles Menschlichen heraus. Die ganze Wahrheit zu gestehen, dieser letzte Eindruck war, abgesehen von natürlichem Mitleiden, sehr peinlich.“

Nur einige weibliche Verehrerinnen, unter denen die Mouche (Cammilla Selden) an erster Stelle zu nennen ist, blieben ihm treu.

Von Winter 1854/55 an war Heine's Leiden ein langjames, aber heldenhaft ertragenes Sterben. Am 17. Februar 1856 endlich hauchte er seine Seele aus.



<sup>1)</sup> Schorer 1885, S. 408. — <sup>2)</sup> S. 4313. — <sup>3)</sup> Meißner, Geschichte meines Lebens I, 216. — <sup>4)</sup> z. B. Fanny Lewald, Westermann Bd. 61 S. 129. — <sup>5)</sup> Gartenl. 1868, S. 27.